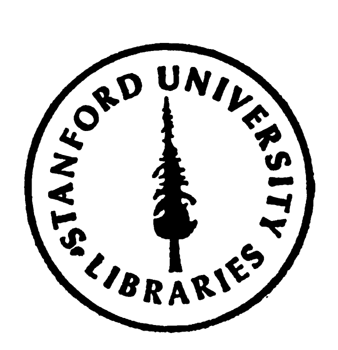
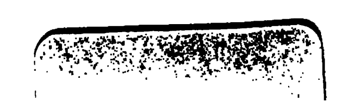



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







Johann Ulrich von König.

Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

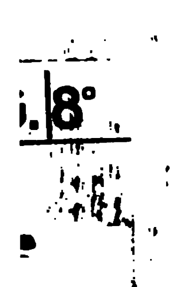
philosophischen Fakultät der Universität Leipzig

vorgelegt von

Max Rosenmüller
aus Dresden.



Leipzig-Reudnitz
Druck von August Hoffmann
1896.

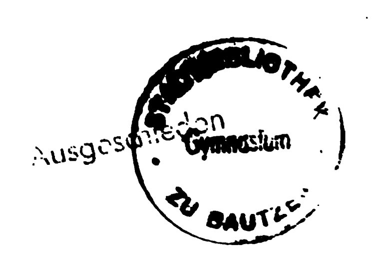


Meinem verehrten Lehrer

Herrn Prof. Dr. Ernst Elster

in Dankbarkeit

gewidmet.


Ausgeschieden
Gymnasium
ZU BAUTZE

I. Abschnitt.

Kapitel I.

Biographie.

Für eine Lebensbeschreibung Johann Ulrich Königs kommen, abgesehen von verstreuten Bemerkungen in seinen Werken und Briefen, sowie von gelegentlichen Angaben von Zeitgenossen, nur zwei Schriften in Betracht. In erster Linie die leider zu knapp gefaßte Lebensbeschreibung von Rost in der Ausgabe von Königs Gedichten [1]), welche dieser Schützling des eben verstorbenen Hofpoeten auf Veranlassung der hinterbliebenen Familie besorgte. Leider erweist sich Rost in vielen Fällen nicht nur recht mangelhaft unterrichtet, sondern er scheint bisweilen sogar direkt falsche Angaben über die Lebensverhältnisse und Schicksale seines verstorbenen Gönners zu machen, so daß bei der Benutzung dieser Quelle Vorsicht geboten erscheint.

Der Grund dafür ist leicht ersichtlich. Die Vorrede sollte zugleich eine Verteidigungsschrift sein, wie er denn in dem letzten Abschnitte derselben sich ganz direkt gegen die Belustigungen des Verstandes und Witzes, das heißt gegen Gottsched und seine Anhänger wendet, welche selbst nach dem Tode Königs diesen in der niedrigsten Weise verunglimpften.

---

[1]) Der volle Titel lautet: Des Herrn von Königs Gedichte aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuskripten gesammlet und herausgegeben. Dresden 1745.

Ich komme auf diese Vorgänge in einem spätern Abschnitt zurück. Hier sei nur einer Schrift gedacht, welche im Jahre 1739 anonym erschien und, obwohl in feindlicher Absicht verfaßt, doch für eine Biographie Königs als zweite Quelle herangezogen werden muß. Es ist dies das Pamphlet: Gespräche zwischen Joh. Chr. Günther aus Schlesien in dem Reiche der Todten und einem Ungenannten in dem Reiche der Lebendigen.

Es sei mir gestattet, zunächst über den mutmaßlichen Verfasser einige Worte zu sagen. Es existieren zwei Ansichten. Die erste vertritt Professor Eitner in seiner Abhandlung[2]) Chr. Günthers Biograph Dr. Steinbach von Breslau und die Gottschedianer. Er sucht wahrscheinlich zu machen, daß Liscow der Verfasser dieser niederträchtigen Satire sei. Stil, Art der Darstellung, der gute Humor, die feine Ironie erinnern, wie er glaubt, an Liscows Schreibart, auch die Anonymität des Verfassers scheint ihm für seine Annahme zu sprechen, da dies Liscows Art in den meisten Fällen gewesen sei. Auch zeige er, trotz seiner Freundschaft für Gottsched in vielen Punkten eine selbständige Haltung und stehe keineswegs als blinder Verehrer an der Seite des allmächtigen Diktators. Ich gebe zu, diese Gründe haben Gewicht, aber Eitner läßt dabei den zweiten Teil der Schrift, der sich fast ausschließlich mit König und dessen Freunden befaßt, wie ich glaube, zu sehr außer Acht. Liscow war wohl nie, wie der Verfasser, mit Gottsched in persönlichen Verkehr getreten und war auch nie ein ausgesprochener Anhänger desselben, wie es der Ungenannte, trotz mancher Abweichungen auf jeden Fall ist. Was hätte außerdem Liscow, der diesen Kreisen persönlich fernstand, bewegen sollen, gegen Steinbach für Gottsched eine Lanze zu brechen? Außerdem erzählt der Ungenannte, daß er mit König persönlich bekannt sei und diesen in Dresden besucht habe. Liscow kam aber erst im

---

¹) Programm des Gymnasiums zu St. Maria-Magdalena, Breslau 1872.

Jahre 1741, im Juli, nach der ſächſiſchen Hauptſtadt und lernte erſt damals den Hofpoeten kennen, um bald mit ihm in nähere Beziehungen zu treten. Iſt ſchon dies allein ausſchlaggebend, ſo muß es, meines Erachtens, die Erwägung noch weit mehr ſein, daß es nach derartigen maßloſen Angriffen unerklärlich wäre, wie die beiden Männer, König der Beleidigte, der eine Kränkung nicht leicht zu vergeſſen pflegte, und Liscow der Beleidiger, in der Folgezeit in ſo regen Verkehr hätten treten können, wie es thatſächlich der Fall war, nachdem Liscow gegen Gottſched gewonnen war. Zugeſtanden, König hätte den Verfaſſer des Pamphlets nicht gekannt, was aber kaum denkbar iſt, ſo iſt Liscows ſonſtiger Charakter, wie er ſich namentlich nach Litzmanns Darſtellung[1]) zeigt, nicht angethan, eine derartige Geſinnungsloſigkeit begreiflich erſcheinen zu laſſen. Die Verfaſſerſchaft Liscows iſt alſo, wie es auch Litzmann thut, entſchieden abzuweiſen. Eine zweite Anſicht deutet Litzmann an, wenn er auf N[emeitz], Vernünfftige Gedanken über allerhand historische, critische und moralische Materien. 6. Theil 1745, S. 146 hinweiſt, worin ein gewiſſer Magiſter Anton Steinhauer als der Verfaſſer der Geſpräche bezeichnet wird. Der Briefwechſel Gottſcheds enthält in den Jahren 1737—39 allerdings einige Briefe von einem Magiſter Steinauer aus Naumburg, doch finden ſich darin keine Bezüge auf die obige Schrift, ſo daß es fraglich erſcheint, ob man letzteren mit dem bei Nemeitz aufgeführten identifizieren kann. Von letzterem iſt ſonſt nichts bekannt. Die Frage bleibt demnach offen, falls nicht neue Anhaltspunkte gefunden werden.

Die Geſpräche waren zunächſt beſtimmt, über die Güntherbiographie zu Gericht zu ſitzen, welche der bekannte Breslauer Arzt, Dr. Steinbach, im Jahre 1738 unter dem Pſeudonym K. Ehrenfried Siebrand hatte erſcheinen laſſen. Dieſe im

[1]) Berthold Litzmann, Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn. Hamburg und Leipzig 1883. S. 122.

allgemeinen recht verfehlte Biographie hatte, infolge ihrer Vorrede, welche heftige Angriffe gegen Gottsched enthielt, die Veranlassung zu dessen Streit mit der deutschen Gesellschaft gegeben, welcher bekanntlich mit Gottscheds Austritt aus derselben endete. Die Aufgabe des Ungenannten war es nun, dem streitlustigen Steinbach die Wahrheit zu sagen, was er denn auch in ausgiebigster Weise besorgte, so daß der Breslauer es vorzog, überhaupt nicht zu antworten. Es lag nahe, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um auch anderen Gegnern des Professors einmal gründlich die Meinung zu sagen und in erster Linie kam dabei natürlich König in Betracht, der im Jahre 1734 zu Steinbachs Wörterbuch eine Vorrede geschrieben hatte und mit Gottsched bereits seit dem Jahre 1730 aufs grimmigste verfeindet war. Es sind nicht gerade schmeichelhafte Ausdrücke, deren der Ungenannte sich bei der Schilderung von Königs Person und Charakter bedient und aus allem geht hervor, daß nur ein unversöhnlicher Feind des vielgehaßten Hofpoeten der Verfasser sein kann. Besonders in moralischer Beziehung wird König auf das gröbste angegriffen, wobei Wahrheit und Dichtung in kaum noch erkennbarer Weise gemischt werden, und für die Widersacher Königs, die wir vor allem in Leipzig zu suchen haben, war es natürlich ein großer Triumph, besonders da der so schmählich angegriffene wohl nicht im stande war, sich gegen alle Anschuldigungen erfolgreich zu verteidigen.

Da es der Dichter selbst nicht thun wollte oder konnte, so unternahm es Rost, der jenem zu großem Danke verpflichtet war, in der Vorrede zu Königs Gedichten, den Angriffen auf die Ehre und den guten Namen seines Gönners entgegenzutreten. In seinem Eifer ging er im Verschweigen und Bemänteln weiter als gut war und so giebt seine Beschreibung keineswegs ein ungetrübtes Bild des Dichters und Menschen, wir müssen dieses vielmehr aus der Vergleichung der beiden, von entgegengesetzten Standpunkten aus verfaßten Beschreibungen zusammen zu stellen suchen.

Neben diesen beiden wichtigsten Quellen kommen für Einzelheiten Königs Gedichte, Vorreden und Briefe in Betracht, besonders die Lebensbeschreibung Johann von Bessers, seines Vorgängers am sächsischen Hofe, im ersten Bande der Ausgabe seiner Werke vom Jahre 1732. Freilich wird man bei Benutzung der letztgenannten Schrift besonders vorsichtig sein müssen, da dieselbe, von König selbst herrührend, keineswegs zuverlässig und wahrheitsgetreu ist.

Johann Ulrich König wurde am 8. Oktober 1688 in der alten Reichsstadt Eßlingen in Schwaben geboren. Sein Vater, Albrecht Adam König, bekleidete die Stelle eines Senior Ministerii der genannten Stadt. Seine Mutter, eine geborene Dattens, war die Schwester des hochfürstlich württembergischen Regierungs- und Konsistorialrates Johannes Philipp Dattens.

Ursprünglich adlig, hatte die Familie König, wie es nach dem dreißigjährigen Kriege vielfach geschah, des bessern Fortkommens wegen das Adelsprädikat abgelegt und war zunächst aus Norddeutschland, wo sie ursprünglich ansässig war, nach dem Elsaß und von da nach Württemberg ausgewandert, woselbst sich die jüngere Linie, der Johann Ulrich angehörte, dauernd in Eßlingen niederließ. Er besaß zwei Brüder, Johann Philipp, dessen Nachkommen noch heute in 3 Linien in Württemberg und Baden fortleben sollen, und J. B. König, welchem wir in Dresden im Hause des Dichters wieder begegnen werden.

Albrecht Adam König, der Vater, war ein Mann von gründlicher Bildung und sparte weder Geld noch Mühe, seinen Söhnen eine angemessene Erziehung zu teil werden zu lassen, doch war es ihm nicht lange beschieden, für seine Kinder zu sorgen, da der Tod ihn nebst seiner Gattin innerhalb zweier Tage, nach Rost im Jahre 1699, als Ulrich ein Knabe von 11 Jahren war, nach anderer Angabe[1]) im Jahre 1701, hinwegraffte.

---

[1]) Kneschke, deutsches Adelslexikon. Leipzig 1864. 5, 188.

Der Verwaisten nahm sich der württembergische Kanzler und Theologe Dr. Jäger in Stuttgart auf das liebevollste an. Er nahm Johann Ulrich in sein Haus und ließ ihn das Gymnasium absolvieren. Nach Ablauf der Schulzeit ging der junge Mann nach Tübingen, um sich dort dem Studium der Theologie zu widmen. Im Verlaufe desselben siedelte er nach Heidelberg über, woselbst er einige „theologische Proben" ablegte und zugleich die Stelle eines Hofmeisters bei einem jungen Grafen, dessen Namen Rost nicht mitteilt, übernahm. Im Verlaufe der Jahre ging er von der Theologie zum Studium der Rechte über, ohne aber auch hierin zu einem endgültigen Abschluß zu kommen. Nach Beendigung der Universitätsstudien begab er sich, als Sekretär im Dienste des Vaters seines Zöglings, nach Brabant und Flandern. Sie bereisten die größern Städte und hatten Gelegenheit, der Belagerung von Douai, einer Festung an der Scarpe, im Heere der gegen Frankreich verbündeten Mächte beizuwohnen. Am 26. Juli 1710 erfolgte die Übergabe der Festung seitens der Franzosen.

Nachdem er sodann mit seinem Grafen noch weitere Städte besucht hatte, verließ er diesen und siedelte, während jener sich an den schwedischen Hof begab, nach Hamburg über, woselbst er schon früher Beziehungen angeknüpft hatte.

Soweit Rost und mit ihm alle diejenigen, welche über Königs Leben später Angaben zu machen hatten, wie denn überhaupt Rost's Bemerkungen und Behauptungen für alle späteren Darsteller, bis zum heutigen Tag, die einzige Quelle gebildet haben.[1])

---

[1]) Vergl.: Jöcher, Gelehrtenlexikon. Bd. 2, S. 2138.
Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1808. Bd. 3, S. 55.
Hannöverisches Magazin. 1768. 6. Stück. Geschichte der deutschen Dichtkunst. 4. Periode.
Schröder, Lexikon der Hamburg. Schriftsteller. Bd. 4, 121—126. Hamburg 1858–64.
Gödeke, Grundriss[2] 3, 336, 346.
Erich Schmidt, Allg. deutsche Biogr. Abschn.: J. U. König.

Etwas anders lautet der Bericht des Ungenannten:

Nachdem er (König) seine ersten Jugendjahre unstreitig klüger, als sein jünglings- und männliches Alter zugebracht hatte. So lîef er aus einem Kloster in Schwaben, allwo er sich des Fleisses und der Ordnung nach den Titel eines rühmlichen und ansehnlichen Sekundaners erworben hatte. Mit diesem mässigen Titel, mit wenigem Gelde und noch weit armseliger Wissenschaft reisete, oder zog er unter dem Zorne seines Vaters durch etliche Schenken und Weinhäuser, und kam mit einem seine Jahre und seine Geschicklichkeit weit übersteigenden Hochmuthe in Braunschweig an. Unser Poet versäumte hier keine Gelegenheit, den Grund seines Glückes zu legen. Ein junger Löwe und ein junger Poet suchen mit gleicher Begier ihren Raub. Doch herrscht dieser Unterschied unter ihnen, dass der erste durch die Beute wilder und blutdürstiger wird: da sich der letzte gegentheils als ein zahmer Hämmel von seinem erhaschten Wildprete durch die Städte und Dörfer führen lässt. Dieses haben wir an unserm Poeten erlebt. Er fand auf dem Operntheater die Beförderin seines Glückes, seiner Wohlfahrt und seines erlangten Ruhmes. Die Jungfer Schwarzin, eine Sängerin, war diese glückliche Person, welche die ersten zärtlichen Seufzer und sehnlichen Blicke unseres verliebten und entlaufenen Sekundaners nach sich zog. Das Felsenherze dieses von Natur barmherzigen Frauenzimmers wurde alsobald mit den reitzendsten Bildern und mit den wehmütigsten Klagen bestürmt. Er sparte keine Erfindung, durch welche er den Sieg zu erlangen gedachte. Denn es ist bekannt, dass die Opernfrauenzimmer in dem Punkte der Liebe fast unbeweglich sind. Jedoch weil bey Hr. Königen das Essen und Trinken besser als die Weisheit in succum et sanguinem verwandelt worden war: So that ihm seine untersetzte Person mehr Dienste, als er von seinen besten Reimen zu hoffen hatte. Kurz, die grausame Schöne ergab

sich in ihr Schicksal . . . . . Nunmehr war der erste Anschlag unsers Dichters gelungen. Herr König machte Verse und seine Schöne sung dieselben ab, und gewann also durch ihre Stimme und andre Gaben, welche sie von der gütigen Natur erhalten hatte, für sich und Hr. Königen ein mässiges Auskommen. Sie reisten von einer Stadt zur andern; und nachdem die Freundschaft, Brüderschaft und besonders die Schwägerschaft unsers Poeten durch den Vorschub der Fr. Königin, oder Jungfer Schwarzin in Hamburg um ein merkliches gewachsen war: So begaben sie sich nach Weissenfelss, und von da nach Dresden. Hier fund die Jungf. Schwarzin vielen Beyfall. Man bat sie in Gesellschaft; und wenn dieses dann und wann nur bloss des Singens wegen geschah: So nahm sie ihren Herr König mit sich, und verschaffete ihm auch hier bey vielen Personen einen freyen Zutritt. Um selbige Zeit entschloss sich der König August der Andere, einen Hofpoeten an seinen Hof zu nehmen.

Dies der Wortlaut der Lebensbeschreibung Königs durch den Ungenannten bis zum Jahre 1719. Die Angaben des letzteren stehen in mehr als einem Punkte denen Rosts diametral gegenüber. Ganz abgesehen von der überaus feindlichen Stimmung dieses Machwerks, welche an sich schon Vorsicht bei der Benutzung der Daten gebietet, lassen sich zunächst leicht einige offenbare Fehler, respektive bewußte Entstellungen nachweisen.

Von einer Flucht Königs zu Lebzeiten seines Vaters kann nicht die Rede sein, da er im besten Falle 13 Jahr alt war, als jener starb.

Was die Bemerkung anlangt, daß er als Sekundaner aus einem Kloster entflohen sei, so versteht vermutlich der Ungenannte eine der Klosterschulen in Schwaben, vielleicht in Stuttgart oder Tübingen, darunter, welcher König, der evangelischer Konfession war, angehört haben mußte, bevor er die Universität beziehen konnte.

Wie steht es nun um dies angebliche Entweichen Königs aus den Fesseln des Schulzwanges, beziehentlich des Stiftes? Rost erklärt die Sache damit, daß jener zur Fortsetzung seiner Studien nach Heidelberg übergesiedelt sei, der Ungenannte weiß von einem solchen Aufenthalt, wie überhaupt von einem Studium des Dichters nichts, beschuldigt ihn vielmehr eines recht bewegten und lockern Lebenswandels grade in dieser Zeit.[1]) Und in der That scheint der Aufenthalt in Heidelberg sehr zweifelhaft zu sein. Im günstigsten Falle könnte derselbe kaum vor dem Jahre 1705 begonnen haben und müßte spätestens zu Beginn des Jahres 1710 abgeschlossen gewesen sein, da wir König in diesem Jahre an der Belagerung von Douay teilnehmen sehen. Nun ist aber in den Matrikelbüchern der Universität Heidelberg vom Jahre 1703—1712 Königs Name nicht verzeichnet, woraus hervorgeht, daß er, als Student wenigstens, sich in Heidelberg niemals aufgehalten hat. Auch in seinen Gedichten und sonstigen Schriften findet sich nirgends eine Hindeutung auf seine Heidelberger Studienzeit, denn sein ältestes datiertes Sinngedicht auf ein Heydelbergisches Doctorat[1]) vom Jahre 1710 ist, wie ein Vergleich mit dem Dialog die befriedigte Themis, bey Gelegenheit eines Doctorats zu Heydelberg[2]) zeigt, ledig eine bezahlte Gelegenheitsarbeit auf die Promotion zweier Hamburger Studenten der Rechte.

Sein Aufenthalt in Heidelberg erscheint demnach lediglich als Erfindung Rosts. Dagegen finden sich bereits in frühster Zeit mehrfache Andeutungen über gute Beziehungen zum

[1]) Dieses gänzliche Ableugnen eines Universitätsstudium seitens des Ungenannten dürfte aber doch, angesichts der großen Gelehrsamkeit, welche König in späteren Zeiten an den Tag legt, als ungerechtfertigt erscheinen. Siehe seine Abhandlung vom guten Geschmack in der Ausgabe der Gedichte des Freih. v. Canitz 1727 u. a.

[2]) Beide Gedichte befinden sich in Königs Sammlung: **Theatralische geistliche, vermischte und galante Gedichte; Allen Kennern und Liebhabern der edlen Poesie, zur Belustigung, ans Licht gestellet von König. Hamburg und Leipzig 1713.**

Hofe von Braunschweig, welchem er, nach der Darstellung des Ungenannten während seines Vagantenlebens nahe getreten war. Dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig—Lüneburg widmet er 1712 sein Singspiel: „Die wiederhergestellte Ruhe oder die gekrönte Tapferkeit des Heraklius"; im Jahre 1715 findet sich ein kurzes Gelegenheitsgedicht[1]) auf denselben Fürsten im Journal der teutschübenden Gesellschaft zu Hamburg; 1718 gelangt in Braunschweig das Singspiel Königs: „Heinrich der Vogler" zur Aufführung, wie denn überhaupt seine meisten Opern hier gedruckt und aufgeführt wurden. Auch in spätern Jahren, nachdem der Dichter bereits in Dresden feste Anstellung gefunden hatte, scheinen die Beziehungen fortgedauert zu haben, wenigstens brachte er, durch Verwendung bei dem Direktor der braunschweigischen Oper, Grafen von Dehn, zunächst den spätern sächsischen Kapellmeister Hasse und nach dessen Weggang den bekannten Komponisten und spätern Kapellmeister Graun bei der Hofkapelle unter.[2]) Alles dies deutet auf gute und feste Beziehungen zu diesem Hofe, welche er sich nur zu einer Zeit erworben haben kann, die vor das Jahr 1712 fällt. Bei Rost findet sich über dies Verhältnis zum Braunschweiger Hof in so früher Zeit kein Wort, seine Darstellung weicht in diesem Punkte wiederum stark von der Wahrheit ab, welche wir in diesem Falle wohl eher bei dem Ungenannten zu suchen haben, wenn auch vielleicht in Einzelheiten die Angaben dieses Gewährsmannes gefärbt sein mögen.

Inwieweit namentlich das Verhältnis Königs zu der Opernsängerin Schwarz, seiner spätern Frau, richtig dargestellt ist, entzieht sich der Beurteilung. Daß natürlich Schmäh-

[1]) An den Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel bey Präsentierung gestickter Pantoffeln im Namen eines Frauenzimmers, die solche eigenhändig brodiret.

Journal der teutschübenden Gesellschaft. 6. Sitzung, am 16. März 1715.

[2]) Joh. Adam Hiller, Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrten und Tonkünstler neuerer Zeit. Leipzig 1784. Abschnitt Graun, S. 84.

sucht und Verläumdung auf diesen wunden Punkt ein besonders scharfes Augenmerk richteten, ist klar, zumal da etwa in derselben Zeit, als die Gespräche entstanden, die Ehe Königs infolge der Untreue der früheren Opernsängerin durch Scheidung ein Ende erreichte. Es ist bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers der Gespräche, daß er mit unverkennbarer Schadenfreude gerade bei diesen traurigen Ereignissen, die für den Hofpoeten äußerst peinlich sein mußten, verweilt und es bei dieser Gelegenheit an den gemeinsten Beschuldigungen auch gegen König selbst nicht fehlen läßt. Daß dieser selbst auf einen derartigen Angriff nicht antwortete, ist begreiflich, warum aber thut es Rost nicht? Dieser erwähnt mit keinem Worte das Verhältnis, in welchem die beiden in früheren Zeiten gestanden haben sollen, er erwähnt überhaupt Königs spätere Gemahlin und frühere Geliebte nicht, obwohl gerade an dieser Stelle die heftigsten Angriffe des Ungenannten einsetzten. Der Grund für dieses eigentümliche Stillschweigen Rosts liegt wohl darin, daß es im Interesse der hinterbliebenen Familie des Dichters wünschenswert schien, über diese offenbar nicht ganz reinliche Zeit glatt hinwegzukommen und die Erinnerung an dieselbe, welche der Ungenannte so schonungslos wieder wachgerufen hatte, auf diese Weise einzuschläfern. Für jeden Fall aber werden wir in diesem Schweigen Rosts eine Bejahung dessen finden, was die Gespräche behauptet hatten, wenn man auch zur Ehre des Poeten wohl mit Recht annehmen darf, daß er von der Untreue seiner Frau lange Zeit nicht unterrichtet war. Daß er auf Kosten der Ehre seiner Gemahlin sein Fortkommen gesucht habe, ist lediglich als gemeine Verläumdung des Ungenannten aufzufassen, da sich an keiner andern Stelle irgend eine derartige Bemerkung wieder vorfindet. Vielmehr bedauerten alle, die von der Untreue seiner Frau Kenntnis erhalten hatten, den Dichter aufrichtig.[1])

[1]) S. Litzmann, Liscow. S. 105. Brief Friedr. von Hagedorns an seinen Bruder vom 6. März 1732. Vergl. dazu auch den Text Litzmanns.

Über den Ursprung dieses Verhältnisses zu der Jungfer Schwarzin ist natürlich nichts näheres zu erfahren, doch kann man annehmen, daß König sie wirklich in Braunschweig kennen gelernt habe und mit ihr nach Hamburg übergesiedelt sei. Es finden sich unter seinen galanten Gedichten einige, die man sehr wohl auf die Sängerin beziehen kann, so das Gedicht: **An Mademoiselle S . . . über ihre Perfektion in der Musik; an Amalia, bey Übersendung einer Aria; an Amalien, als er sie bey hellem Mondschein nach Hause begleitet,** doch sind dieselben nicht datiert, sodaß weitere Schlüsse daraus kaum zu ziehen sind. Doch spricht der Umstand, daß alle Gedichte, welche eine Anspielung auf frühere Liebesverhältnisse des Dichters enthalten, in der Ausgabe Rosts weggelassen sind, dafür, daß diese Gedichte nicht nur, wie so viele andere der gleichen Gattung in dieser Zeit, bloße Gelegenheitsreimereien ohne wirklichen Hintergrund gewesen sind, sondern wirklich des Dichters Erlebnisse und Gefühle wiedergeben, die man natürlich, in Rücksicht auf seine zweite Gemahlin und die schlimmen Ereignisse der letzten Jahre für besser hielt zu unterdrücken.

Wenn man endlich die Zeitangaben ins Auge faßt, welche Rost über Königs Aufenthalt in Hamburg und Dresden — vor Königs Anstellung — macht, so wird man erst recht zu der Überzeugung gelangen, daß dem Biographen in der Schilderung der Vorgänge vom Jahre 1705 ab etwa bis zum Jahre 1710 nicht zu folgen ist. Er behauptet, jener habe sich in Hamburg beinahe 10 Jahre und in Dresden noch 6 aufgehalten, ehe er die Anstellung am sächsischen Hofe, von der weiter unten die Rede sein wird, erhielt. Ein Blick auf die Thatsachen und auf Rosts frühere Mitteilungen zeigt die Unwahrheit und Haltlosigkeit seiner Behauptung. Königs Anstellung erfolgte am Dresdner Hofe Anfang des Jahres 1720, er müßte also 1714 schon Hamburg verlassen haben und schon 1704, spätestens 1705 hierher gekommen sein. Das ist falsch, einmal nach Rosts eignen Angaben über Königs

Reisen und Anteil an der Belagerung von Douay im Jahre 1710, anderseits geben uns die Akten der deutschübenden Gesellschaft das genaue Datum seiner Abreise nach Dresden, welche im April 1716 erfolgte. Auch hielt er sich damals noch nicht dauernd hier auf, sondern versuchte sein Glück, wie Rost in Übereinstimmung mit dem Ungenannten erzählt, zunächst in Leipzig und Weißenfels, so daß sein Aufenthalt in Dresden vielleicht auf kaum 1 Jahr, höchstens auf 2 zu schätzen ist. Rost mußte das wissen und wußte es jedenfalls, verschwieg es aber, bis auf eine, wohl unbeabsichtigte Andeutung, indem er sagte, König sei 1710 nach Hamburg zurückgekehrt, obwohl er von einem frühern Aufenthalt nicht gesprochen hatte. Aber diese eine Andeutung genügt, um Rosts Absicht zu erkennen. Unzweifelhaft kannte er die Gespräche, vermochte aber die darin erhobenen Anschuldigungen nicht völlig zu widerlegen und erfand deshalb das Märchen von Königs Aufenthalt in Heidelberg, vergaß dasselbe aber im Verlaufe seiner Darstellung wieder und verwickelte sich so in unlösbare Widersprüche, welche es unmöglich machen, ihn für die Darstellung dieser Zeit als maßgebend zu betrachten.

Man wird also annehmen müssen, daß der Jüngling etwa in einem Alter von 17 Jahren — ob als Flüchtling, ob mit Wissen und Genehmigung seiner Lehrer und Erzieher, muß dahin gestellt bleiben — die Klosterschule verließ, um nach mehrjährigem Wanderleben, nachdem er zunächst in Braunschweig eine Anstellung gesucht hatte, etwa im Jahre 1708 oder 1709 sich in Hamburg eine dauernde Existenz zu begründen. Möglicherweise fand er zunächst in Hamburg nichts passendes und begab sich deshalb in die Dienste des bei Rost genannten Grafen, um mit diesem die vielbesprochene Reise durch Brabant und Flandern zu unternehmen, von welcher er gegen Ende des Jahres 1710 nach Hamburg zurückkehrte. Auffällig ist dabei nur, daß Rost den Namen des Grafen verschweigt, doch wäre es möglich, daß er diesen nicht gekannt hat.

Vom Jahre 1710 ab weilte König bestimmt in Hamburg, um es bis zum Jahre 1716 nicht wieder zu verlassen.

Von einer Schilderung der litterarischen Zustände Hamburgs zu der Zeit, als König dort eintraf, glaube ich hier absehen zu können, da ich bei der Besprechung seines dichterischen Werdegangs genötigt sein werde, diese Verhältnisse einer genauern Betrachtung zu unterziehen. Er fand hier einen Kreis litterarisch angeregter Männer, wie ihn zu damaligen Zeiten wohl keine andre Stadt aufzuweisen hatte, und seine bewußte Absicht war es, in der Metropole deutschen Geisteslebens eine Rolle zu spielen und sich Ansehen und eine feste Stellung zu erringen. Vermutlich bald nachdem er hierher gekommen, trat er zu dem damaligen Bürgermeister der Stadt, von Bostel,[1]) in nähere Beziehungen, welche bis zu dem Tode des letzteren fortbestanden zu haben scheinen. Über seine materielle Lage in dieser Zeit erfahren wir herzlich wenig, die Biographen und sonstigen Quellen schweigen sich über diesen Punkt aus, und an einer einzigen Stelle spricht er von einem Posten, den er, wenigstens auf Zeit, in Hamburg innegehabt habe. Es findet sich diese Stelle in einem Briefe an Bodmer[2]) vom 28. März 1724 und lautet: Bosteln betreffend, so sind seine Sachen mir so gut, als fast keinem andern bekannt, massen ich etliche Jahre dem hamburgischen Schauplatz vorgestanden, und die meisten Singspiele von meiner Arbeit daselbst aufgeführt.

Es war ihm also mit der Zeit gelungen, an der Oper, der er damals seine Hauptthätigkeit widmete, einen Posten als Leiter zu erhalten. Welcher Art seine Befugnisse und Funktionen in diesem Amte waren, ist leider nicht zu ermitteln. Jedenfalls hatte er es, wie der Ungenannte auch andeutet, verstanden, in Berührung mit den maßgebenden Kreisen zu kommen, welche sich gegenüber den ihnen in frei-

[1]) Lucas von Bostel, geb. am 11. Okt. 1649, gest. am 14. Juli 1716.

[2]) Litterarische Pamphlete. Aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmern. Zürich 1781.

gebigster Weise gespendeten Lobeserhebungen in entsprechender Form als Gönner und Förderer der Muse des jugendlichen Dichters erweisen mußten. Diesem Umstand verdankte er jedenfalls seine Anstellung. Lobhudelei in der Form des damals in allseitiger Achtung stehenden Gelegenheitsgedichtes war von jeher Königs Sache und er wußte mit großem Geschick stets diejenigen Männer ausfindig zu machen, welche sich ihm in klingender Münze oder durch Aufbietung ihres Einflusses bei der Jagd nach irgendwelchem Gewinn dankbar erzeigen konnten. Er steht darin keineswegs vereinzelt in seiner Zeit, aber selten hat es einer seiner Zunftgenossen so gut verstanden, aus seiner poetischen Begabung in so ausgiebiger Weise Kapital zu schlagen. Diese seine Begabung, die an sich keineswegs sehr bedeutend war und auch durch allzuhäufigen Gebrauch merklich an Regsamkeit und Frische verlor, ließ ihn Ehren und Ansehen gewinnen, ihr verdankte er Amt und Stellung am sächsischen Hofe, sie bewirkte, daß er nach wenigen Jahren als Speichellecker und niedriger Schmeichler verschrieen und der Verachtung aller besser Gesinnten preisgegeben war, so daß man über dieser, alles andre überschattenden Eigenschaft nur zu leicht auch die Seite seines Schaffens vergaß, durch welche er sich um Pflege und Wachstum von deutscher Poesie und Sprache ein bleibendes, wenn auch bescheidenes Verdienst erworben hat.

Zunächst mochte er allerdings wohl durch materielle Verhältnisse gezwungen sein, durch seine poetischen Fähigkeiten sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Seine ersten Gedichte sind fast durchweg bestellte Arbeit, den Inhalt bilden Beschreibungen von Festen, Totenklagen, Hochzeits- und Kindtaufsgesänge und was alles die Stoffe sind, denen Gelegenheitsgedichte ihren Ursprung verdanken. Nebenher geht etwa seit dem Jahre 1711 eine rege Thätigkeit als Dichter von Operntexten, sowie von Passionsgesängen, Oratorien, Serenaden und anderer für die Komposition bestimmter Texte.

Im Jahre 1713 erschien die erste Sammlung seiner

Gedichte.[1]) Ein zweiter Druck, der mir vorliegt, kam im Jahre 1716 heraus. Das 406 Seiten Oktav umfassende Werk ist dem Hoch-Edlen, Vest und Hochgelehrten Herrn, Herrn Barthold Heinrich Brockes, beyder Rechten Licentiaten, Seinem Vornehmen und Hochgeneigtesten Gönner gewidmet.

Mit Brockes, der bedeutendsten litterarischen Größe Hamburgs in dieser Zeit, war er also bereits 1713 enger befreundet. Über den Ursprung dieser Freundschaft erfahren wir nichts. Im Jahre 1715 sehen wir ihn in nähere Beziehungen zu einem Anhänger der weisischen Verstandesrichtung treten, zu Michael Richey,[2]) der sympatischsten Erscheinung im Kreise dieser Hamburger Litteraten. Diese drei Männer, obwohl in ihren theoretischen Anschauungen verschiedenen Prinzipien huldigend, fühlten sich doch einig in dem nationalen Bestreben nach Förderung und Hebung der deutschen Sprache und Poesie und so traten sie im Januar des Jahres 1715 zusammen und gründeten, zunächst in Verbindung mit dem schwedischen Sekretarius Samuel Triewald und dem Hamburger Professor Johann Albrecht Fabricius am 12., beziehentlich am 19. Januar die teutschübende Gesellschaft[3]) zu Hamburg. Dieselbe bestand bis zum Jahre 1717, aber König gehörte ihr nur bis in den April 1716 an, da er damals Hamburg verließ, weil, wie zu vermuten ist, seine Hoffnungen, hier eine Stelle fürs Leben zu erhalten, sich nicht erfüllten, und er versuchte nunmehr sein Heil in Sachsen und zwar zunächst in Leipzig. Mit den Freunden blieb er in Verbindung, wie eine Mitteilung Richeys vom 29. Juni 1717 beweist, welche meldet, daß König ein Gedicht eingesandt habe und im übrigen der Gesellschaft sich bestens empfohlen halte.

Über alle hier geschilderten Ereignisse geht Rost mit wenigen Worten hinweg, er erwähnt kurz die Gründung der

[1]) Vergl. Seite 13 Anm. [3]).

[2]) Michael Richey wurde geboren zu Hamburg am 1. Oktober 1678, starb daselbst am 10. Mai 1761.

[3]) Alles nähere s. Kap. 2 S. 79 ff.

Gesellschaft, Königs Freundschaft mit Bostel und verweilt dann bei der Erzählung eines Mordanschlags auf König. Derselbe war am 7. März 1715 auf offner Straße angefallen und an der Hand und der Seite verwundet worden. Diese Begebenheit veranlaßte Richey zu einem Gedicht,[1]) welches ebenfalls in den Akten der Gesellschaft niedergelegt ist. —

Nachdem König erkannt hatte, daß auch in Leipzig für ihn keine Aussichten vorhanden seien, begab er sich zum ersten Male nach Dresden, ohne jedoch daselbst zunächst Fuß fassen zu können, denn im August des Jahres 1718 treffen wir ihn am Hofe des Herzogs Christian zu Weißenfels, woselbst er seine Vorrede zum ersten Teil seines Singspiels „Heinrich der Vogler" schrieb. Dieselbe zeigt, daß er die Beziehungen zum Braunschweiger Hof keineswegs vernachlässigte, doch ließ er von nun an sein Hauptziel, Dresden und den glänzenden Hof Friedrich Augusts II., nicht mehr aus dem Auge. Die Aussicht auf eine Anstellung im Dienste dieses prachtliebenden Fürsten schien ihm über alles erstrebenswert, und so schlug er sogar, auf ungewisse Hoffnungen hin, die ihm seine Gönner am Hofe gemacht haben mochten, ein immerhin lockendes und günstiges Anerbieten des Weißenfelser Herzogs aus, der ihm die Stelle eines Sekretärs und nach deren Ablehnung sogar die eines wirklichen Hofrats antragen ließ.

Die Stelle, um deren Besetzung es sich in Dresden zunächst handelte, war die eines Pritschmeisters, welche seit dem Tode des letzten Inhabers, des ehemaligen Kammersekretärs Meder unbesetzt geblieben war. Rost giebt folgende Angaben über diese Stellung:

Schon von alten Zeiten her waren bey Hofe gewisse Personen bestellt, die bey den Schiessen und andern Lustbarkeiten sowohl auf die hohe Herrschaft als die dabei befindlichen Hofleute aus dem Stegreife Verse hersagen

[1]) Weichmann, Poesie der Niedersachsen. Hamburg 1721—38. Bd. III, S. 245.

mussten, und ihrer Kleidung wegen Pritschmeister genannt wurden.

Diese Beschreibung ist nicht ganz zutreffend, sie enthält vielmehr die Angabe derjenigen Funktionen, welche König nach seiner Anstellung in dem wesentlich veränderten Amte zu verrichten hatte. Ursprünglich war der Pritschmeister eine alte Figur bei den Pfingstschießen der Städter in Schlesien und Nürnberg, wie Flögel in seiner Geschichte des Grotesk-Komischen und seiner Geschichte der Hofnarren berichtet. In der ersteren[1]) erzählt er: Bei den Pfingstschiessen der Städter in Schlesien und Nürnberg hielt man früher, und zwar noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, auch einen sogenannten Pritschmeister, der harlekinartig gekleidet und mit einer messingbeschlagenen Pritsche versehen, durch allerhand Possen und Spöttereien das Publikum belustigen musste. In der That war das Amt am sächsischen Hofe von dem eben geschilderten nicht verschieden, der Pritschmeister war hier wie dort ein niedriger Possenreißer, der in eine Art Narrengewand[2]) gehüllt, bei den, am sächsischen Hofe häufig veranstalteten Schnepperschießen mit einer Pritsche die Treffer anzeigte und aus dem Stegreif kleine Lobgedichte auf die Sieger hersagte, während er sich über die schlechten Schützen in meist roher und zotenhafter Weise lustig machte. Gerade der derb volkstümliche Ton mochte dieser, nur äußerlich der französischen Eleganz und Zierlichkeit nacheifernden Hofgesellschaft besonders pikant und witzig erscheinen, wobei man allerdings Witz mit Rohheit und Pikanterie mit Zote nur zu leicht verwechselte. Mit Vorliebe werden in diesen Verschen die Schwächen und Laster selbst der hohen Herr-

[1]) Anm. S. 343. Flögel, Geschichte des Grotesk-Komischen. Liegnitz und Leipzig 1788.

[2]) Flögel, Geschichte der komischen Litteratur, S. 328, beschreibt den Nürnberger Pritschmeister: in einem Rocke von weissen und rothen Streifen zusammengesetzt, mit einem weissen und einem rothen Strumpfe, einem weissen und einem rothen Schuh.

schaften ans Licht gezogen und dem Gelächter der Gesellschaft preisgegeben, ja selbst in den auf Damen bezüglichen Versen fehlt es häufig nicht an Zweideutigkeiten gröbster Art.

Wir können es Rost glauben, daß König, dessen Stolz es nicht zuließ, den öffentlichen Possenreißer abzugeben, sich zunächst ablehnend verhielt. Man habe ihm, erzählt Rost, da er sich bei Hofe schon mehrfach bekannt gemacht hatte, die Stelle wiederholt angeboten. der Generalfeldmarschall Graf von Flemming habe den Unterhändler gespielt, doch ohne Erfolg, solange man an der Institution in der alten Weise festhielt. Vielmehr habe König für dieses Amt den damals bei Professor Burkhard Menke in Leipzig weilenden Christian Günther vorgeschlagen, welcher sich aber durch seine Aufführung vor dem König Friedrich August unmöglich gemacht habe. Er soll in betrunkenem Zustande vor diesem erschienen sein, was natürlich seine sofortige Entfernung vom Hofe zur Folge hatte.

Die Angabe Rost's, König habe Günther für den erledigten Posten vorgeschlagen, ist jedenfalls falsch. Man wandte sich vielmehr von Dresden aus direkt an Menke, vielleicht nachdem König ausgeschlagen hatte, wahrscheinlicher aber ist es, daß die Anfrage nach Leipzig erging, ehe man König die Stelle überhaupt anbot. Menke befürwortete Günthers Bewerbung, obwohl dieser für eine derartige Stellung nur sehr wenig mitbrachte und viele Eigenschaften besaß, die sein Bleiben von vornherein in Frage stellen mußten.

Es wäre ja auch eigentümlich, wenn König, ein Mann von äußerst praktischem Blick, der so leicht keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seine Lage zu verbessern und sich eine gesicherte Existenz zu verschaffen, nachdem er, nach Rost's Behauptung 6 Jahre lang, in Wirklichkeit waren es vielleicht 2, sehnsüchtig auf eine Anstellung an diesem Hofe gewartet hatte, nun, wo ihm Erfüllung seiner langjährigen Hoffnungen winkte, einem Nebenbuhler nicht nur freiwillig das Feld geräumt hätte, sondern diesen sogar in einer uneigennützigen

Weise, wie sie bei ihm sehr selten ist, empfohlen hätte. Man könnte allerdings geltend machen, daß ja die Stelle, um die es sich handelte, Königs Stolz nicht genehm schien und er entschlossen war, dieselbe in der bestehenden Form nicht anzunehmen. So lange er keinen Mitbewerber zu fürchten hatte, mag dies zutreffen, er konnte dann Bedingungen stellen, welche bei dem Mangel an einer andern für diesen Posten geeigneten Persönlichkeit vielleicht berücksichtigt werden konnten. Sobald aber ein Nebenbuhler auftrat, und Günther war ein sehr gefährlicher, konnte er keinerlei Bedingungen mehr stellen, besonders da jener die Stelle in der ursprünglichen Form anzunehmen gewillt war und er mußte dieselbe, die erste und auf lange Jahre hinaus vielleicht einzige, welche sich ihm hier bot, auch wenn sie seinen persönlichen Wünschen nicht zu entsprechen schien, annehmen, wollte er sich für die Zukunft nicht jeder Hoffnung berauben. Man kann sich den Verlauf der Dinge wohl einfach auf folgende Weise erklären: Man berücksichtigte zunächst König nicht, sondern wandte sich direkt nach Leipzig und ließ Günther probeweise nach Dresden kommen. Erst nachdem dieser sich unmöglich gemacht hatte, erinnerte man sich des schwäbischen Poeten, der bereits verschiedene Versuche gemacht hatte, sich dem Hofe bemerklich zu machen und soeben, anläßlich des Hochzeitsfestes des Churprinzen Friedrich August mit der Erzherzogin Josepha, mit einem großen Gedicht hervorgetreten war, welches den Titel trug: Heldenlob Sr. Königl. Maj. in Polen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, Herrn Friedrich Augusts, bey Gelegenheit der jüngstvermählten Königl. und Chur-Prinzl. Hoheiten. 1719 im Sept. Bemerkenswert sind im Eingang dieses unglaublichen Lobgedichtes die Verse, welche auf Königs frühere Bemühungen hinweisen:

Von so viel Tausenden, die heute dich verehren,
Lässt auch ein Fremder dich allhier ein Lob-Lied hören;
Ein Fremder, der dir längst dem Namen nach bekannt,
Weil er dir zweymal schon ein Opfer angebrannt,

Und dieses Hohen Paars Durchlauchtigstes Vermählen
Dir damahls schon gewusst vorläufig zu erzählen.

Und gegen Ende des Gedichtes stehen die Verse:

Was Wunder? Dass dich dann auch alles lieb gewinnt?
Und dass sein Vaterland hier jeder Künstler findt.
Dass alle Musen schon aus fremden Ländern gehen,
Und nun in deinem Schutz und reichem Solde stehen.
Ach! seuffz ich bey mir selbst, wenn diess mein Aug erblickt:
Warum hat die allein der Himmel so beglückt!

Aus diesen Versen, besonders aus dem letzten: **Warum hat die allein** ... spricht deutlich der Vorwurf, daß man an diesem Hofe, der sonst die Künste so hoch zu schätzen wisse, nur ihn allein bisher vergessen habe. So könnte König nicht sprechen, wenn es nur an ihm gelegen hätte, vielmehr beweisen diese Stellen, daß man bisher ihn noch kaum beachtet hatte.

Das Heldenlob hatte nun aber den gewünschten Erfolg, man trat mit ihm in Verhandlungen, welche nach längerem Zögern von seiner Seite endlich Anfang des Jahres 1720 zu einem befriedigenden Abschluß gelangten.

Gegenüber der Darstellung Rosts, nach welcher König Günther vorgeschlagen haben soll, steht nun aber eine andre Erzählung, welche auf den Charakter des sächsischen Hofpoeten bis in die neueste Zeit die schwärzesten Schatten geworfen hat. Günther sollte in sächsische Dienste treten und kam nach Dresden, um sich bei Hofe vorzustellen. Da ereignete sich das unglaubliche, daß er in der entscheidenden Audienz vor dem König Friedrich August in einem Zustand erschien, der ein ferneres Verbleiben am Hofe ausgeschlossen sein ließ. Bald darauf trat König unter äußerst günstigen Bedingungen an seine Stelle. Kein Wunder, daß seine Neider und Feinde darauf verfielen, Günthers Trunkenheit auf Rechnung Königs zu setzen und diesen so zum Urheber einer gemeinen Intrigue gegen den unglücklichen Schlesier zu stempeln.

Zum ersten Male taucht diese Version von Günthers Trunkenheit auf in der kleinen Schrift: **Johann Christian**

Günthers, des berühmten schlesischen Dichters Leben und Schriften. Gedruckt in Schlesien 1738. Der Verfasser ist Dr. Steinbach, über ihn sowie über seine Güntherbiographie habe ich bereits auf Seite 8 das nötige gesagt, so daß ich an dieser Stelle nichts weiteres darüber anzuführen habe. Auf diese Erzählung, sowie auf das im Jahre 1732 erschienene Gedicht: Johann Christian Günthers aus Schlesien serieuse und merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung, welche Er selbst mit poetischer Feder entworffen, und an einen guten Freund überschicket gehen alle folgenden Darstellungen über den Vorgang am sächsischen Hofe zurück. Beide erzählen, daß sich Günther auf Anraten Professor Menkes nach Dresden begeben habe, um bei Ihro Kgl. Majestät in Pohlen, Friedrich August, der ein sonderbarer Liebhaber der Dichtkunst war, auch schon viele wegen ihres Dichtens in diese oder jene Bedienung und Ehrenstelle gesetzt, dass sie sattsame Versorgungen noch bis jetzo gehabt haben in Dienste zu treten. Dabei führt zum Beweise für Augusts Liebe zur Dichtkunst und ihren Vertretern Steinbach, dem die obige Stelle entnommen ist, den Ceremonienrat König, Hanke und Henrici an, welche Anführung weder für Steinbachs noch für Augusts guten Geschmack ein schmeichelhaftes Zeugnis ist. Sodann fährt er fort: Wie denn Ihro Königl. Maj. wirklich einen Menschen begehrten, der bey allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes im Dichten was aufsetzen konte. Günther sei nun nach Dresden gekommen, um sich um diese Stelle, das Pritschmeisteramt, zu bewerben. Allein Günther war des allzu freyen Lebens gewohnt, und konte sich auch hier nicht halten, sein Laute klung auch hier gar zu scharff, daher manche auf die Gedanken geriethen, sie möchten mit ihren Singen durch ihn verdrungen werden, daher sie auf Mittel sannen, unsern Günther aufs Fallbret zu locken, welches auch glücklich angieng; denn er solte einmals bey Ihro Königl. Majestät seine Aufwartung machen, da er nun zuvor genöthigt wurde einen Ehren-

trunk einzunehmen, so sagt man, es sey ihm was unter den Wein gemischt worden, dadurch er, da er doch mässigen Bescheid gethan, so vom Trunke eingenommen worden, dass er auch bey Ihro Majest. dem Könige nicht ein Wort aufbringen konte, und also die hohe Gnade auf einmal verschüttete. Er tröstete sich aber selbst und schrieb die Ode Bl. 181, darinnen er doch mit seiner Poesie fortzukommen sich feste einbildete, ob er gleich vor sich bey Hofe kein so gross Glück zu erhaschen Gelegenheit fände. Er schreibt darinnen:

Ich schmeichle keiner grossen Zofe,
Ich bethe keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkür ziehn und werffen kan.

Zu seiner Entschuldigung richtete Günther später an August Die unterthänigste Lobschrift auf Ihro Königl. Majestät in Pohlen Friedrich Augusts unvergleichliche Thaten. Aus diesem Gedicht führt Siebrand-Steinbach folgende Verse an:

Die Ehrfurcht spricht mich los, mein König und mein Held!
Wofern mein schwacher Vers auf iede Sylbe fällt,
Und da dein Antlitz mir sein himmlisch Feuer zeiget,
Mein ungeübter Mund aus blöder Demuth schweiget,
Und was er sagt kaum weiss Es ist zwar längst bekannt,
Wie gern dein Helden Muth und gnädiger Verstand
Die Einfalt leiden mag, nachdem die Sanfftmuths-Gaben
Dich, eh du Kronen trugst, bereits gekrönet haben.
Diess weiss die Welt, wie ich, und gleichwohl schlug jüngsthin
Der Strahl der Majestät den ungewohnten Sinn:
Denn als mein Pegasus vier Schulen machen solte,
So stund der lahme Gaul, als wenn er taumeln wolte.

Ähnlich schildert die angebliche poetische Selbstbiographie Günthers den Vorgang:

Ich fand durch meinen Reim das unverdiente Glücke,
Dass Menckens theure Huld mir gleichsam Weg und Brücke
Zu meiner Ruhe schien, der mich offt angehört,

Auch, wo ich was versehn, recht väterlich gelehrt.
Es ward, durch hohe Huld ein Mensch von ihm gefodert,
Bey dem die Dichter-Glut in höchsten Grade lodert,
Der stets vermögend sey, bey Schiessen, Spiell und Ball,
Dass ein gereimter Spruch aus seinem Mund erschall.
Ich ging auf Menckens Wort, der meinen Vorsatz lobte
Und den Poeten-Gaul durch alle Schulen probte,
Ward durch sein Vorspruchs-Blat bedeckt und angemeldt,
Auch bey der nächsten Lust zur Probe dargestellt.
Ein Glas des besten Weins ward mir zur Stärkung geben
Und öffters eingeschenkt; Ich hatte in meinem Leben
Dergleichen nie gesehn, geschweige denn geschmeckt,
Durch solchen ward die Glut vollkommen aufgeweckt.
Jetzt kam der Götter-Sohn, das Kleinod treuer Lande,
An dem mein Blick sogleich was überirdsches fande,
Dass Mund und Zunge schwieg, wie sehr ich sie auch zwang,
Und den Poeten-Gruss mit heisrer Stimme sang.
Der starke Götter-Strahl durchdrang mir Muth und Sinnen,
Vertrocknet mir den Quell daraus die Verse rinnen,
Zerschmeltzte meine Krafft, dass ich gantz taumelnd stand,
Weil vor der Majestät mein blödes Licht verschwand.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Ich kam gantz ausser mir durch Blödigkeit und Schrecken:
Auch liess Calliope mich in den Nöthen stecken,
Wie sehr ich heimlich bat und sie um Hülffe rieff,
So taub verblieb ihr Ohr, als ob sie feste schlieff.
So ward mein Hoffnungs-Schiff durch diesen Fall zerscheitert.
Verläumdern Thür und Thor zur Lästerung erweitert:
Es ging der Schmähungsgeist auch aller Orten rum,
Und schäumte: Günther blieb aus Trunkenheit so stumm.

Keine dieser beiden Erzählungen setzt den Unfall Günthers auf Rechnung Königs, vielmehr spricht die poetische Lebensbeschreibung überhaupt nur vorübergehend von dem verhängnisvollen Trunk, allerdings mit dem bezeichnenden Zusatz: und öffters eingeschenkt, ohne aber darauf hinzudeuten, was bei einer Selbstbiographie und einer Selbstverteidigung eigentlich am ehesten zu erwarten wäre, daß böswillige Absicht im Spiel gewesen sei, während nach Steinbachs Erzählung allerdings eine gemeine List derjenigen, welche fürchteten, durch

Günther verdrängt zu werden, ihn zu Fall gebracht hat. Aber auch hier findet sich noch keine Andeutung einer Beteiligung Königs bei diesem Streich, diese zu erfinden blieb dem Verfasser der bereits vielfach zitierten „Gespräche" vorbehalten. Ich hatte den Wortlaut der Gespräche bis zur Anstellung Königs am Dresdner Hofe wiedergegeben, die folgende Stelle schließt sich direkt an die oben[1]) ausgehobene an. Günther fällt dem Ungenannten ins Wort:

O dieses sind die Zeiten, welche meinem Glücke den letzten Stoss gaben. Ich unterbreche hier mit Erlaubniss ihre Erzählung. Diese Stelle war mir zugedacht. Herr König war mein Mitbuhler; für diesem aber war mir, ohne mich zu rühmen, gar nicht leid. Indessen erfuhr ich doch bey dieser Gelegenheit, dass der schwächste Feind oftmals der gefährlichste ist. Wissen Sie wohl auf welche Art er an meiner Stelle glücklich wurde? Dieser Hr. König hatte mit seiner Geliebten unter den Hofleuten mehr Bekanntschaft, als ich. Es kostete ihnen also wenig Mühe, einen Kellerbedienten dahin zu bereden, mir ein Glas Wein, mit Brechtropfen gemischt, zuzubringen, welche denn auch so glücklich anschlugen, dass ich in der Gegenwart dieses so gütigen Augusts durch eine ungebührliche Aufführung Ehre und Glück zugleich verschüttete. Dieses war ein Streich eines ehrlichen Mannes. Fahren sie fort, er ist längstens verschmerzt.

Der Ungenannte.

Dieser Streich gefällt mir, zumal er von einem Poeten, dem doch die Redlichkeit angebohren seyn soll.

An dieser, von grimmigem Haß diktierten Stelle tritt uns zum ersten Male die Fabel in ihrer vollendeten Gestalt entgegen. Die hier gegebene Darstellung ist für alle späteren

[1]) S. 14—16.

mehr oder minder zur Quelle geworden und selbst in neuerer Zeit spukt noch das alte Märchen von dem Günther gereichten Brechmittel in dem kurzen Lebensabriß Günthers von Professor Eitner in der allg. deutschen Biogr., der dasselbe allerdings vorsichtig mit einem „wie man sagt" versieht. In der Zeitschrift „Gartenlaube" erschien im Jahre 1865, S. 279 ff. ein Aufsatz über Günther von Max Ring, welchem die oben angezogene Stelle von Anfang bis zu Ende zum Grundstock seiner novellistisch aufgeputzten Erzählung gedient hat. Den richtigen Standpunkt nimmt, so viel ich weiß, als erster Gregor Constantin Wittig ein in seinem Werke Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien. Striegau 1881. Es ist hier nicht der Ort, mich über die Versuche Wittigs, die angebliche Trunkenheit Günthers als einen durch Augusts überwältigenden Anblick hervorgerufenen hypnotischen Zustand zu erklären, auszulassen, ich entnehme seinen sehr weitschweifigen Ausführungen nur dasjenige, was ich nach eingehender Prüfung selbst für richtig erkannt habe.

Wittig erklärt mit Recht die Erzählung des Verfassers der Gespräche in diesem Punkte für wahrheitswidrig. Die curieuse Lebensbeschreibung enthält, wie ich schon oben bemerkte, darüber keinerlei Andeutungen, es heißt darin einfach:

> Ein Glas des besten Weins ward mir zur Stärkung geben
> Und öffters eingeschenkt;

und später:

> Es ging der Schmähungs-Geist auch aller Orten rum
> Und schäumte: Günther blieb aus Trunkenheit so stumm.

In Steinbachs Biographie wird schon deutlicher gesprochen:

Daher manche auf den Gedanken geriethen, sie möchten mit ihrem Singen durch ihn verdrungen werden und weiter unten: so sagt man, es sey ihm was unter den Wein gemischt worden, dadurch er, da er doch mässigen Bescheid gethan, so vom Trunke eingenommen worden,

dass er auch bey Ihro Majest. dem Könige nicht ein Wort aufbringen konnte. Also weder hier noch da ein Wort von einer Intrigue Königs, welche doch, falls etwas wahres daran wäre, von zwei, Günther günstig gestimmten Quellen sicher nicht unerwähnt geblieben wäre.

Wie kam man nun aber dazu, König die Schuld an Günthers Unfall aufzubürden? Es war dies sehr einfach. König hielt sich seit mehreren Jahren in Dresden auf, er suchte am Hofe anzukommen, so schien es nur natürlich, daß er Günther, den man für seinen Nebenbuhler hielt, auf jede nur denkbare Weise unschädlich zu machen gesucht habe. Dieser Ansicht, die ein Unbefangener bei oberflächlicher Betrachtung der Thatsachen leicht für richtig halten konnte, bemächtigten sich die Gottschedianer natürlich mit Freuden, da sie seit Königs Bruch mit ihrem Meister alles von seiner Rache befürchteten, um so dem Verhaßten einen empfindlichen Schlag zu versetzen und Vergeltung zu üben für manche Unbill, welche der Hofpoet in den vergangenen Jahren ihnen heimlich und offen angethan hatte. Außerdem fand sich aber unter Günthers Gedichten selbst eine Hindeutung auf einen Menschen, der ihn verdrängt habe, er bezeichnet ihn mit dem Namen „Wassermann" und man identifizierte nun, ob böswillig, ob versehentlich bleibt dahingestellt, König ohne weiteres mit diesem und das Gebäude war fertig. Erst Max Kalbeck[1]) wies nach, daß unter jenem „Wassermann" ein ganz anderer gemeint sei als König. Die von Kalbeck angezogene Stelle befindet sich in einem bis dahin unedierten poetischen Briefe Günthers an einen Herrn Haas, stud. phil. et theol. in Leipzig und lautet:

Aus Dressden hör ich gern, dass diess wornach ich stund,
Auf Hamburgs Dichter fällt: der Mann hat Geist und Grund
Und lässt den Pegasus nach Hofart glücklich draben:
Ein König, ein August, muss solchen König haben.

---

[1]) Neue Beiträge zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther. Leipzig 1879. Anhang S. 48, 49.

Dabei ergötzt sich auch mein innerlicher Sinn,
Dass jener Wassermann, der Dichter obenhin,
Der mich vordem verschritt, den schon gehoften Bissen
Wie dort Aesopus Hund mit Recht verlieren müssen.

Kalbeck bemerkt mit Recht zu der zweiten Zeile, das Lob Königs klinge hier nicht wie Ironie, sondern wie Bescheidenheit. Günthers Konkurrent beim Dresdner Hofe scheine demnach ein Andrer gewesen zu sein, als König, der in den „Gesprächen" verdächtigt werde, seinem Mitbewerber den verhängnisvollen Ehrentrunk in der Antichambre beigebracht zu haben. Jener Wassermann, der Dichter obenhin hat die Stelle des Hofpoeten oder Pritschmeisters ebensowenig erhalten als Günther; es erging ihm wie dem Hunde bei Aesop, König schnappte als Dritter den Bissen weg, um den die beiden andern sich stritten.

Ich habe bereits oben[1]) darauf hingewiesen, daß ich an eine Konkurrenz Königs mit Günther überhaupt nicht glaube. Erst auf Grund des „Heldenlobes" wurde man auf den bisher unbeachteten Dichter aufmerksam und trat mit ihm in Unterhandlungen. Sehen wir uns die Erzählung Rosts einmal daraufhin näher an. Dieser berichtet, König August habe sich in Moritzburg mit seinem Leibarzt, von Heucher, über die Besetzung der Hofpoetenstelle unterhalten. Letzterer habe König vorgeschlagen, worauf August sogleich zur Antwort gegeben habe: Dieser nimmt es nicht an, ich habe ihn schon darüber sprechen lassen. Den Unterhändler habe Graf von Flemming gespielt. Herr Hofrath von Heucher fährt Rost fort, gedachte, dass er es füglich auf die alte Art und mit dem Namen Pritschmeister ausschlagen würde. Hierauf habe der König sich das „Heldenlob" noch einmal vorlesen lassen und habe den Freiherrn von Löwendahl mit den Verhandlungen beauftragt, deren Resultat die An-

[1]) S. 23—24.

nahme der Stelle unter völlig veränderter Gestalt und ganz anderen Bedingungen gewesen sei.

Von Günthers Bewerbung ist hier nicht mehr die Rede, sie war abgethan. Das Heldenlob entstand im September 1719, die berühmte Szene mit Günther hatte aber schon im August stattgefunden und da Rost als Zeugen für seine Aussagen den 1745 noch lebenden Heucher anführt, so ist an der Wahrheit seiner Erzählung wohl kaum zu zweifeln und Königs Unschuld dürfte als erwiesen zu betrachten sein.

Mit Beginn des Jahres 1720 wurde König endgültig angestellt und zwar unter anscheinend weitgehenden Veränderungen des alten Amtes. Der Titel Pritschmeister fiel weg, an seine Stelle trat das Prädikat „Königl. poln. und churfürstl. sächs. Geheimer Secretar und Hofpoet.“ Die alte Pritschmeisterkleidung, die ein halbes Narrengewand gewesen war, wurde mit der phantastischen Tracht eines römischen Herolds vertauscht. Bei Festlichkeiten des Hofes war er verpflichtet, in diesem Kostüm zu erscheinen und durch seine Reimereien die hohe Gesellschaft zu erheitern. Sein Gehalt betrug zunächst 500 Thaler ohne jeden Abzug zum Tractament zur Armen Hauss-Cassa, wie eine Verfügung an den Cabinetsminister Grafen Vitzthum vom 11. September 1720 ausdrücklich besagt.[1]) Schon vom 1. August 1721 ab erhielt er eine jährliche Zulage von gleicher Höhe[2]) und unter dem 14. August 1723 erhöhte man diese Summe um weitere 333 Thaler 8 Groschen, so daß sein fester Gehalt die für diese Zeit und für das ursprünglich so mißachtete Amt bedeutende Summe von 1333 Thalern betrug. Die letzte Zulage wurde ihm mit dem ausdrücklichen Vermerk vom 1. Mai 1723 an gewährt: Um König dem italiänischen Poeten

---

[1]) Königl. sächs. Hauptstaatsarchiv zu Dresden: Bestallung verschiedener Hofbediensteten. de ao 1698—1722/23. Vol. I. Loc. 896.

[2]) Verordnung vom 15. August 1721 an das General-Accis-Collegium. A. a. O.

Pallavicini gleichzusetzen.[1]) Daß zunächst wenigstens im Wesen der alten Stellung keine Änderung eintrat, geht aus dem Passus der Bestallungsurkunde hervor:[2])

Wenn wir bei Hoffe Büchssen- oder Schnepperschiessen halten, soll er mit seiner Poesie in einem Ceremonien- oder Heroldskleide aufwartten und sonst alles andre Thun und verrichten.

Was das „alles andre" war, zeigt sich bei dem Schnepperschießen anläßlich der Hochzeit des Churprinzen. Dasselbe begann am 6. Dezember 1719 und schloß am 12. Juni 1720. Jede Woche fand ein Schießen statt und des neuen Hofpoeten Aufgabe war es, in oft recht derben und zweideutigen Versen die Erfolge und Fehlschüsse der einzelnen Schützen zu begleiten. Hier zeigt er sich noch ganz als der alte Pritschmeister, nur im modernen Gewande, den Ansprüchen einer verwöhnten Zeit angepaßt, witzig, grob, oft zotenhaft und zweideutig, dreist und unverschämt, immer an seinen bedürftigen Geldbeutel erinnernd, dem es an reichlichem Zufluß denn auch nicht gefehlt zu haben scheint. Wenigstens berichtet er getreulich, wieviel ihm von verschiedenen Seiten an Geldgeschenken zugegangen sei und fordert die minder freigebigen auf, dem Beispiel der anderen zu folgen und des Hofpoeten zu gedenken.[3])

Geld war in der ersten Zeit für den Hofpoeten die Losung und er verstand es meisterhaft, sich immer neue Quellen zu erschließen. Eine passende Gelegenheit war ihm zu diesem Zwecke die Geburt seines Sohnes Friedrich August Christian Joseph und dessen Taufe am 4. Oktober 1722. Er lud

---

[1]) A. a. O. Verordnung vom 14. August 1723 an das General-Accis-Collegium. Wiederum ohne Abzug.

[2]) Ib. Bemerkung vom 30. März 1720. No. 138.

[3]) Die im allgemeinen wertlosen Reimereien finden sich zusammen in dem 1. Bande der Sammlung „Sächs. Poesieen" auf der Dresdner Stadtbibliothek unter Nr. 18.

dazu, dem Vorbilde seines Zeitgenossen Fröhlich,[1]) des Hofnarren Augusts, folgend, den König, die Königin und zahlreiche Herren des Hofes mittelst poetischer Gevatterbriefe ein, welche Felix Lindner in den Rostocker Findlingen[2]) veröffentlicht hat. Eine amüsante Schilderung dieser Taufe enthält ein Brief des Grafen von Wackerbart an den Generalfeldmarschall Grafen von Flemming vom 7. Oktober 1722 und da derselbe auf Königs äußere Lage sowie sein Ansehen am Hofe zu dieser Zeit Bezug nimmt, so will ich denselben wenigstens teilweise hier wiedergeben.[3])

Votre Excellence sera peut etre surprise de ce que j'ai l'honneur de lui presenter une comoedie sur un sujet d'autant plus seriaux, que sa source est pieuse.

Notre fameux Poëte König a eu la consolation de voir sa succession etablie par un fils que sa femme mit au monde la semaine passée.

Il dit, que comme c'est de coutume que les Koenige et les grands Seigneurs s'invitent les uns les autres pour parrains en pareilles occasions, lui qui portoit aussi le nom de König n'en a pas voulu faire moins.

Er habe daher den König, die Königin, den Churprinzen und dessen Gemahlin, sowie die Grafen Flemming und Wackerbart zu Gevattern gebeten. Der letztre vertrat gleichzeitig den König, die übrigen Herrschaften hatten ebenfalls Vertreter geschickt, der Hofprediger Gleiche taufte das Kind.

La charmante accoucheuse etoit etendue sur son lit dans la meme chambre, ou l'enfant fut batisé.

---

[1]) Flögel, Geschichte der Hofnarren, S. 291: Bey der Niederkunft seiner Frauen bath er einst den ganzen Hof zu Gevattern. Daher erschien er mit einem ganzen Korbe voll Gevatterbriefe, den er auf dem Rücken trug, und theilte sie aus, was ihm viel Pathengeld eintrug.

[2]) Vierteljahrsschrift f. Litt.-Gesch. Bd. IV, 583—593.

[3]) Der Brief findet sich im sächs. Hauptstaatsarchiv: Correspond. des Gen. Feldmarsch. Grafen v. Flemming mit dem Cabinetsmin. H. v. Wackerbart. ao 1722/23. vol. CCXCV. Loc. 713.

J'ignore si c'ètoit faute d'en avoir d'autres, au moins n'ai-je vu qu'un petit cabinet, dans lequel son instrument de nouvelle façon, occoupoit presque la moitié de la place.

La fonction faite nous fumes regalès d'un caffè, que je n'ai point gouté, de sorte, que je n'en scaurois dire mon sentiment. Ce caffé fut suivi d'un certain vin rouge, de confitures et de fruits. Le vin portoit le titre du vin de Bourgogne, mais les connoisseurs etoient de l'opinion, que ce n'etoit qu'un vin du païs, qui avoit en commission d'y paroitre de la part du vin de Bourgogne, tout comme nous autres Commissaires y parvissions de la part du Roi de la Reine et de la maison Royale.

Man betrachtete offenbar diese Einladung mehr als einen guten Scherz, für welchen man dem Urheber ein Geschenk zu geben hatte, während man sich im übrigen über ihn lustig machte. Indeß verstand es König doch, wie dies schon seine Gehaltsaufbesserung zeigt, die ihn dem italienischen Hofpoeten, der jedenfalls als Ausländer schon ein höheres Ansehen genoß, gleichstellte, sich nicht nur im Sattel zu halten, sondern allmählich auch Achtung und Anerkennung der höfischen Gesellschaft zu erringen. Man begann ihn auch anderweit zu beschäftigen, seine Thätigkeit wuchs über die eines einfachen Hofpoeten hinaus und besonders ein Mann am sächsischen Hofe war es, der für sein späteres Leben von Wichtigkeit wurde. Noch ehe König die Anstellung bei Hofe bekam, war er mit dem früher in preußischen Diensten befindlichen Herrn von Besser bekannt geworden, dessen Einfluß er wohl zum großen Teil die Erfüllung seiner Wünsche verdankte. Besser war nach dem Tode des prachtliebenden ersten Preußenkönigs, Friedrich I., einer von denen gewesen, deren Namen von dem sparsamen Nachfolger von der Liste des Hofstaates gestrichen wurden. Da er sich in ziemlich freimütiger Weise über diese im Interesse der preußischen Staatskasse wohl gebotene, für ihn aber ebenso bittere wie unverdiente Maßregel aussprach, so fiel er völlig in Ungnade. Der im 66. Lebensjahre stehende

Dichter sah sich daher gezwungen, sich nach einer anderweitigen Anstellung außerhalb Preußens umzusehen und auf Verwendung des Feldmarschalls Flemming sowie des geheimen Kabinetsministers Graf von Manteuffel, des späteren Freundes von Gottsched, berief ihn im Jahre 1717 König Friedrich August in seine Dienste mit dem Titel eines geheimen Kriegsrats, Ceremonienmeisters und Introducteurs der Gesandten. Sein Gehalt betrug 1500 Thaler. Am 19. Oktober 1717 traf er in Dresden ein. Im Jahre 1719, erzählt König, sein Biograph, weiter, als ich nachgehends hierher nach Dressden kam, die Veranstaltungen zu bevorstehendem hohen Beylager mit anzusehen, hatte ich, bey Gelegenheit einer von Ihr. Majest. dem Könige prächtig ausgerichteten Hochzeit bey Hofe für seinen Kammermohren mit einer Mohrin, ein kurtzes Sinn-Gedicht verfertiget, welches jedoch nur geschrieben herumging. Als der Herr von Besser solches an einer vornehmen Tafel zu lesen bekam, bezeigte er sein Verlangen, den Verfasser dieses Stückes von Person zu kennen. Durch den Konzertmeister und Virtuosen Woulmyer wurde nun König dem alten Besser vorgestellt und von da an datiert seine Freundschaft mit diesem, welche erst kurz vor dem Tode des letzteren einen merklichen Bruch erleiden sollte. Durch einen fast täglichen Verkehr im Hause Bessers wurde König in den Stand gesetzt, dessen Bibliothek, welche die stattliche Zahl von 18000 Bänden enthalten haben soll, kennen und ihren Wert, besonders auf dem Gebiete des für den Hof hochwichtigen Ceremonialwesens schätzen zu lernen. Als daher im Jahre 1727 Besser sich durch mißliche Vermögensverhältnisse genötigt sah, diesen Besitz zu veräußern, gelang es König, den Hof dafür zu interessieren und den Ankauf der gesamten Bibliothek für 10000 Thaler zu bewirken. August, welcher dem alten Manne seinen letzten Schatz nicht gerade bei Lebzeiten nehmen wollte, beließ Besser bis zu dessen Tode im Besitz und stellte nur die Bedingung, daß er eine dazu geeignete Persönlichkeit in der

Ceromonialwissenschaft, zum Dienste des Hofes und zum Gebrauch offtgemeldter Bücher und Schrifften, unterrichten möchte. Das Dankesschreiben[1]) vom 16. August 1727 bezeichnet natürlich König als die geeignete Person:

.... Pourveu qu'on me fasse la grace, de permettre, que je choisisse moi-même cette personne, et propose pourcela célui, que j'ay deja eu l'honneur de nommer à vôtre Excellence, scavoir le Sieur König, qui ne me paroit pas seulement être le plus capable de tous ceux, que je connois, pour se charger des connoissances que je lui donnera, mais aussi le plus propre, pour entrer avec moi dans une espéce de familiarité et de confience, qu'un semblable travail de societé exige indispensablement.

Am 20. Dezember 1727 kam die Kabinetsordre heraus, welche den Wunsch Bessers bestätigte. Für König, der in diesen Jahren viel durch Krankheit zu leiden hatte, war es ein bedeutender Schritt vorwärts und er benutzte denn auch die ihm hier gebotene Gelegenheit, sich in ein ihm völlig neues Gebiet einzuarbeiten, denn er verkannte die große Bedeutung, welche eine genaue Kenntnis der ceremoniellen Gebräuche an diesem Hofe für ihn haben mußte, nicht und wußte, daß hier die Handhabe für sein künftiges Fortkommen gegeben sei. Nachdem er im Sommer des folgenden Jahres mit seinem Gönner eine Reise zu dessen Schwiegersohn, dem Herrn von Drost in Danzig, unternommen hatte, trat nach ihrer Rückkehr eine allmähliche Erkaltung ihrer Beziehungen ein. Der eigentliche Grund ist unbekannt; in seinen Briefen spielt König wohl darauf an, ebenso in der Biographie Bessers, spricht sich aber aus Rücksicht auf den früheren Freund nirgends deutlich aus, doch scheint die Schuld allein auf Seiten des griesgrämigen Besser gelegen zu haben. Es mochten wohl Neider Königs die reizbare Natur Bessers benutzt haben, um ihn gegen den bisherigen Freund aufzubringen. Am

[1]) S. Bessers Werke, herausgeg. von König. 1732. Band 1.

10. Februar 1729 starb Besser. Seine Bibliothek wurde nunmehr unter Königs Aufsicht gestellt und im Zwinger untergebracht.

Bald darauf erhielt dieser den Titel eines Hofrats und wurde zugleich zum Ceremonienmeister an Bessers Stelle ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode gewissenhaft und mit Freuden ausübte.[1]) Denn erst jetzt mochte er am Ziele seiner Wünsche sein, er besaß eine feste und geachtete Stellung, an weiteren äußern Ehren fehlte es nicht. Im Jahre 1730 wurde er Mitglied der Berliner Akademie, bei einem gelegentlichen Aufenthalt in Hamburg in demselben Jahre wurde er mit großen Ehren aufgenommen und trat der von seinen alten Freunden, Brockes und Richey mitbegründeten patriotischen Gesellschaft bei. Je mehr aber sein Ansehen bei Hofe und in der Welt stieg, desto mehr tritt seine ursprüngliche Thätigkeit als Hofpoet in den Hintergrund. Nur noch bei den wichtigsten Anlässen, dem Tode Augusts II., seines Gönners, bei der Vermählung des Churprinzen und ähnlichen Gelegenheiten läßt er seine Leyer ertönen, während er die Verherrlichung der geringeren Ereignisse bei Hofe bereitwillig anderen überläßt. Überhaupt läßt in diesem Zeitraum seine Produktionsfähigkeit auf dichterischem Gebiete stark nach. Mit dem Jahre 1734 verstummt er fast ganz, sein letztes datiertes Gedicht fällt ins Jahr 1740 und feiert noch einmal die Geburt eines Prinzen. Er mochte vielfach durch seine sonstigen Geschäfte in Anspruch genommen sein, auch war die Zeit der Feste mit dem Tode Augusts II., zu Ende. Jedenfalls widmete er den Rest seines Lebens mehr und mehr der Beschäftigung mit der Ceremonialkunde, im Jahre 1736 verfaßte er auf Befehl seines Gebieters eine Schrift, durch welche die Unmöglichkeit einer Wahl des

---

[1]) Die Angabe Gödekes, Grundriß 3, 346, König habe erst 1729 die etwas veränderte Stelle als Pritschmeister angenommen, ist irrig und beruht wohl auf Verwechslung mit seiner Ernennung zum Hofrat.

Stanislaus Lesczinski zum König der Polen dargethan werden sollte, welche aber nie gedruckt worden ist.[1]) Wenn man Rost glauben will, so drängten sich Europas Fürsten zu ihm um aus seiner tiefen Ceremonialweisheit Nutzen und Belehrung zu ziehen. Der östreichische Hof wie die Czarin hätten sich seines Rates bei ihren Krönungen bedient und in zweifelhaften Fällen sei er oft um Entscheidung gebeten worden. Aus dem Jahre 1740 endlich stammt eine Schrift, welche so recht geeignet ist, die Schwierigkeiten einer solchen Ceremonialkunde zu zeigen, welche aber im übrigen nur deshalb merkwürdig ist, weil sie neben dem oben erwähnten Gedicht das letzte Produkt von Königs Thätigkeit ist, soweit wir dieselbe verfolgen können.[2])

Der Hauptgrund für sein allmähliches Verstummen auf dichterischem Gebiet ist aber wohl in dem steigenden Mißerfolg seiner Werke zu suchen und in den immer stärker werdenden Angriffen, welche die Zeitgenossen, an ihrer Spitze Gottsched, gegen ihn in Wort und Schrift richteten. Es genüge hier die Erwähnung dieser Thatsachen, da ich in einem spätern Abschnitt darauf zurück zu kommen gedenke.

Im Jahre 1735 wurde er in der königlichen Handbibliothek angestellt, somit immer weiter seinem bisherigen Wirkungskreise entrückt. Im Jahre 1741 endlich, während

---

[1]) Handschrift der königl. Bibliothek zu Dresden. Jneligibilitas Stanislai Lesczinski .... deducta a Johanne Ulrico König. Mense Februario 1736. 376 Seiten. Brühl Nr. 365.

Dieselbe deutsch: Die Unwehlbarkeit des Stanislaus Lesczinski und dass denselben folglich auch nicht einmal der Titel eines Königs von Pohlen und Grosshertzogs von Litthauen zugestanden werden könne. 334 S. Brühl Nr. 368.

[2]) Handschrift der königl. Bibliothek zu Dresden:

J. U. König: Erläuterung des Satzes: dass gekrönter Häupter Ministri secundi ordinis und sonderlich die Envoyés nicht gehalten seyn, einem Kgl Ambassadeur in seinem Hause, bey der ersten ihm abzustattenden Ceremonienvisite, die Oberhand zu lassen. 1740. 43. Bl. fol.

der sächsische Kurfürst als Vikar das Reich zu verwalten hatte, wurde ihm die letzte erreichbare Ehre zu teil, er wurde in den Adelsstand erhoben oder vielmehr der von seinen Vorfahren unter Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1623 erlangte Reichsadel wurde ihm durch Diplom vom 26. September 1741 erneuert und bestätigt, die amtliche Bekanntmachung erfolgte am 30. Juli 1742. Lange sollte er sich seiner Standeserhöhung nicht erfreuen, denn am 13. März 1744 raffte ihn ein Fleckfieber, verbunden mit Steinschmerzen, im Alter von 55 1/2 Jahren hinweg. Am 17. März wurde er auf dem alten Johannisfriedhofe zu Dresden beerdigt. Sein Tod und die im Jahre darauf erfolgende Ausgabe seiner Gedichte riefen ihn der inzwischen weit über ihn und seine Bemühungen hinausgeschrittenen litterarischen Welt noch einmal ins Gedächtnis und noch einmal wurde der in seinem Leben so oft Befehdete Gegenstand der gemeinsten Angriffe der gottschedischen Sekte, um sodann baldigst in völlige Vergessenheit zu sinken.

Er war zweimal verheirathet, seine erste Frau war die uns bereits bekannte Jungfer Schwartzin der „Gespräche." Von ihr hatte er einen Sohn, den ebenfalls schon erwähnten Friedrich August König. Derselbe trat später in sächsische Dienste, erhielt zunächst den Titel eines Hofrats und wurde im Jahre 1754 zum Directeur des Plaisirs ernannt, scheint also eine ähnliche Laufbahn durchmessen zu haben, wie sein Vater in den späteren Jahren. Am 16. Mai 1792 starb er, unvermählt, im Alter von 70 Jahren zu Dresden.[1])

Im allgemeinen scheint Königs Familienleben kein besonders erfreuliches gewesen zu sein. Die ehemalige Opernsängerin machte ihm durch ihren wenig moralischen Lebenswandel schwere Sorge und ohne den schmutzigen Erfindungen des Ungenannten über das Leben der Frau Hofrat und Königs Stellung zu ihren angeblichen Liebschaften Glauben

[1]) Dresdner politische Anzeigen auf das Jahr 1792. 29. May.

zu schenken, werden wir doch, einer andern Quelle folgend, manches für wahr halten müssen, was der Ungenannte in só gemeiner Weise an die Öffentlichkeit brachte. Friedrich v. Hagedorn schrieb bereits am 6. März 1732 an seinen Bruder[1]): die passage betreffend Herrn König in Dresden zielt auf die Untreue seiner Frau, die dem ehrlichen Manne während seynes Hierseyns manchen Strich c./a. 6. Gebot gemacht. Nach Angabe des Ungenannten, jagte König die Ungetreue aus seinem Hause und heiratete später, kurz vor Entstehung der Gespräche, eine adlige Dame, über deren Namen und sonstige Verhältnisse nichts bekannt geworden ist. —

Über seine Gestalt und Erscheinung ist nirgends eine Angabe zu finden, außer in den „Gesprächen", welche gelegentlich erwähnen, daß König von untersetzter Gestalt gewesen sei. Ein Bildnis des Hofpoeten scheint nicht vorhanden zu sein, obwohl im Jahre 1739 ein Kupferstich in Nürnberg gestochen wurde.

Über Königs Charakter ist viel falsches und nur wenig thatsächlich richtiges erzählt worden. Indem man zunächst die Erfindungen des Ungenannten für baare Münze nahm, kam man natürlich zu dem Schluß, daß er ein unwürdiger Schmeichler und ein Ränkeschmied der ärgsten Art gewesen sei, dessen Handlungen aus egoistischen Rücksichten auf sein eignes gutes Fortkommen entsprangen. Sein angebliches Verhalten gegen Günther rechtfertigte diese Ansicht. Zu gleicher Zeit sorgten die Gottschedianer für eine würdige Charakteristik und versäumten keine Gelegenheit, ihm etwas anzuhängen, was bis auf den heutigen Tag noch an seinem Gedächtnis haften geblieben ist. Und doch hatte Gottsched am wenigsten Grund, sich über Königs Stolz und Eigennutz zu beklagen, denn kein andrer Fall zeigt so deutlich, wie dieser, daß König, auch ohne dabei den eignen Vorteil im Auge zu haben, bereit

[1]) Litzmann, Chr. L. Liscow. S. 105 Anm.

war, seinen Freunden mit Rat und That beizustehen. Gottsched hatte ihm, gleichsam als Belohnung für die geleisteten Dienste bei seinem Streben nach einer Professur ein Geschenk, vermutlich Geld, angeboten und König antwortete ihm darauf[1]):

In vorigen Zeiten wäre vielleicht noch mit einem presente etwas zu thun gewesen, aber itzt geht es nicht mehr an. Allein wie wenig kennen Sie mich noch, dass Sie mit dergleichen offerte gegen mir selber sich herauslassen. Ich habe, solange ich manchem ehrlichen Manne mit allem Eifer und viler Mühe gedient, niemahls etwas angenommen, ob es gleich offt Leüthe waren, die ich kaum gekannt. Wie viel weniger würde ich es von ihnen annehmen! Ich habe es den Besserischen Erben abgeschlagen, die mir so grosse obligation schuldeten und mich dabey so sehr vormahls beleidigt haben,[2]) und ich sollte in dieser absicht einem guten Freund dienen? Wenn ich in diesem Falle ein wenig mehr auf mein interesse sehen wollen, ich würde meine Börse völler haben als sie meist ist. Aber mein Eifer, rechtschaffenen Leuthen zu dienen kommt aus einem redlichen Hertzen und aus keinem Eigen-Nutzen.

Dieser Brief spricht deutlicher als weitschweifige Erklärungen es thun könnten. Wo König ein Interesse an der Person eines anderen hatte, da nahm er sich derselben gern an, wie dies neben Gottsched die beiden, zu gewisser Berühmtheit gelangten Komponisten Hasse, der spätere Kapellmeister an der Dresdner Oper, und Graun beweisen, welche beide ihre Anstellung am Braunschweiger Hofe der Verwendung Königs zu danken hatten. Es liegt mir fern diesen von aller Schuld freisprechen zu wollen, er war immer auf seinen Vorteil bedacht und stets am Platze, wo es etwas zu holen gab, aber wenn man alle Dichter der damaligen Zeit nach ihren

[1]) Brief vom 22. Okt. 1729. Gottschedbriefsammlung Nr. 76a.

[2]) Vielleicht waren sie der Anlaß zu der oben erwähnten Entfremdung zwischen Besser und König.

Lob- und Bettelgedichten beurteilen wollte, wie man es mit König gethan hat, so würden wenige von dem gleichen Vorwurfe ganz frei zu sprechen sein. Allerdings haben nicht alle diese Gattung von Gedichten so intensiv angebaut, wie gerade König, aber zum großen Teil fallen diese Produkte nicht seiner Persönlichkeit, sondern seinem Amte als Hofpoeten zur Last. Ihn nach seiner Hofdichtung allein zu beurteilen, ist verkehrt für den Dichter sowohl wie für den Menschen König, denn diese Dichtung war konventionell, althergebracht, sich natürlich in ihr zu bewegen war nicht möglich, Schmeichelei und dreiste Bettelei blieben in allen Gedichten dieser Art, abgesehen von den zahlreichen Zweideutigkeiten derselben, die Hauptmerkmale. Es ist zu tadeln und mit Recht ein schwerer Vorwurf gegen König, daß er sich zu einem solchen Amte hergab, da er es aber that, so konnte er in damaliger Zeit nicht anders dichten; dieser Hof wollte nicht so sehr unterhalten sein, als Schmeicheleien hören, mochten sie auch noch so stark aufgetragen sein. König selbst erkannte wohl zuerst die Niedrigkeit seiner Stellung und sein Streben war von da an darauf gerichtet, sich Achtung und Ansehen zu erringen, was ihm auch, wie sein späteres Leben zeigt, vollkommen gelang. Er genoß im letzten Jahrzehnt die Achtung nicht nur seines Hofes, sondern auch seiner bessern Zeitgenossen, seine Hamburger Freunde verehrten ihn und feierten ihn durch Lobgedichte, Leute wie Hagedorn und Liscow standen zu ihm in näheren Beziehungen und niemals hört man von diesen Klagen über seinen Hochmut und seinen Egoismus. Vielmehr gerade seine Beziehungen zu Liscow und dem jüngeren Freunde Rost zeigen noch einmal, kurz vor seinem Lebensende, sein Bestreben, den Schützlingen nützlich zu sein, obwohl bei dem Verhältnis zu ersterem vielleicht Nebenabsichten persönlicher Art mitwirken mochten, worauf ich noch zurückkommen werde.

Von einem weitern Vorwurf ist er allerdings nicht frei zu sprechen, er besaß eine maßlose Eitelkeit. Bei Hofe geehrt, als Dichter von den Zeitgenossen geachtet zu werden,

war das Streben seines Lebens. Das erstere erreichte er bis zu einem gewissen Grade, man hatte ihn zuerst als halben Narren betrachtet, allmählich nahm man ihn ernst und begann ihn zu beachten und in gewisser Hinsicht auf ihn zu hören. Welche Demütigungen freilich sein Stolz erlitten haben mag, ehe es soweit kam, erfahren wir nicht, gefehlt hat es aber sicher nicht an ihnen und eben nur sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit halfen ihm über dieselben hinweg. Nicht so gelang es ihm, als Dichter anerkannt zu werden. Freilich nicht sein Bekenntnis in der Lebensbeschreibung Bessers: **Die Poesie hat nicht selten manchem ihrer Lieblinge die Bahn zu seinem Fortkommen bereitet. Ein recht aufgeweckter Kopf, den sie ihrer Gaben in einem reichen Masse würdiget, weiss, durch Vermittelung dieser Kunst, seine übrige Geschicklichkeiten an den Tag zu legen, bey Höhern einen Zutritt, und folglich den Weg zu seiner Beförderung zu finden,** nicht dieses naive Selbstbekenntnis: die Kunst geht nach Brot, machte ihn, wie es heute geschieht, den Zeitgenossen verächtlich, sondern es waren mehr oder weniger persönliche Verhältnisse, welche zunächst dazu führten, daß man ihn von einer Seite her angriff, bis man denn bald allgemeiner zu der Überzeugung gelangte, die dann herrschend geblieben ist, daß er nur wenig von dem besitze, was man von einem Dichter fordern könne. Sein Zerwürfnis mit Gottsched brachte ihn um den Ruhm, den er in vielen Kreisen, vornehmlich in Hamburg, als Dichter bis dahin besessen hatte. Aus diesem Grunde verfolgte denn auch der in seiner Eitelkeit tief gekränkte Hofpoet mit unversöhnlichem Haß diesen Undankbaren und jeder Versuch, ihn mit dem Professor auszusöhnen, scheiterte an seinem beleidigten Stolze. Die Gegnerschaft Gottscheds gegen die Oper, deren vornehmster Vertreter er zu sein sich schmeichelte, betrachtete er als persönliche Beleidigung, wie überhaupt eine oft geringfügige Kränkung seiner Eitelkeit ihn zu Angriffen und Schmähungen gegen frühere Freunde und Gesinnungsgenossen veranlassen konnte. Mit Brockes suchte er aus diesem Grunde

Händel, ebenso mit den Niedersachsen, da sie es wagen, an seiner Dichtergröße zu rütteln, gegen Bodmer, mit dem er lange Zeit befreundet war, wendet er sich plötzlich in einem Briefe an Gottsched mit aller Schärfe, da er, durch ebenso überschwängliche wie unverdiente Lobreden verwöhnt, den freimütigen Tadel dieses derben Mannes nicht zu ertragen vermochte. Doch kam es hier nicht zu einem offnen Bruche und in seinem letzten Lebensjahre sehen wir ihn, vom gleichen Interesse beseelt, allerdings nur aus persönlichen Gründen, den Schweizern die Hand zum Kampfe gegen Gottsched reichen.

König war ein Sanguiniker, nicht seine Ansichten, seine Neigungen, so flüchtig dieselben auch sein mögen, bestimmen seine Handlungen; nicht sachliche Gründe veranlassen ihn, öfters in den Kampf einzugreifen, sondern rein persönliche Motive sind es, die ihn leiten, Empfindlichkeit und Eitelkeit sind seine Führerinnen, die eine läßt ihn zu oft unbegründetem Haß gelangen, die andre hilft ihm die Angriffe verschmerzen, die Wunden nicht fühlen, die man ihm offen und heimlich, bei Hofe und in der Welt, beibringt, er ist zufrieden mit sich und in dem Bewußtsein, daß er es weiter gebracht habe als sie alle, daß er der größere sei. Die letzten Jahre seines Lebens waren freilich dazu angethan, ihn in diesem Glauben wankend zu machen, denn in allen Tonarten zog man in einer Weise gegen ihn los, die sein oft unbegründetes und anmaßendes Benehmen denn doch nicht verdient hatte. Die „Gespräche eines Ungenannten" waren dazu bestimmt, ihn moralisch zu vernichten, erreichten diesen Zweck aber nicht; die Kritik Breitingers in dessen kritischer Dichtkunst erschütterte zum ersten Male mit Erfolg sein Ansehen als Dichter, sie ist der Anlaß, daß nach wenigen Jahren Königs Name vergessen war. So rächten sich seine Empfindlichkeit und Eitelkeit an ihm selbst, indem sie die Waffen, die er so oft gegen seine Feinde geschwungen, Schmähung, Spott, Ironie mit voller Schärfe gegen ihn selbst kehrten, denn durch sein häufig maßloses Benehmen hatte er sich die Sympathieen auch derer

allmählich verscherzt, welche ihn früher noch gegen Angriffe in Schutz genommen hatten. So steht er am Ende seines Lebens da, noch immer selbstbewußt und kampfbereit, aber ihm zur Seite nur noch wenige Getreue, man ist gleichgültig gegen ihn geworden, seine Freunde haben ihn vergessen, noch ehe er tot ist.

Anhang.

König und Gottsched.

Es liegt mir fern, das vorwiegend persönliche, nur selten durch litterarische Interessen bestimmte Verhältnis der beiden Männer zu einander genau darzustellen und zu analysieren, doch halte ich es zum mindesten für meine Aufgabe, dasselbe in Kürze zusammenzufassen, weil es einerseits im Leben Königs eine bedeutende Rolle gespielt hat, anderseits in seinem ersten Abschnitt zur Charakteristik beider Männer einen Beitrag zu liefern vermag, während sein zweiter Teil innig verbunden ist mit jenen großen litterarischen Kämpfen der Schweizer und Leipziger, so daß es schon deshalb ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen darf.

Die erste Annäherung erfolgte im Jahre 1727. König stand damals auf der Höhe seiner litterarischen Produktion und hatte sich durch diese, namentlich durch seine Operntexte, einen Namen gemacht und seit dem Jahre 1725 versuchte er auch auf dem Gebiete des Dramas heimisch zu werden. Sein erster Versuch war ein satirisches Lustspiel „die verkehrte Welt", welches allgemeinen Beifall errang. Um dieselbe Zeit etwa begann Gottsched mit Hilfe der Neuberschen Truppe seine Reformpläne des deutschen Dramas in Wirklichkeit umzusetzen. Um dies zu vollbringen, bedurfte er der Unterstützung einflußreicher Gönner, denn es mußte ihm daran liegen, den sächsischen Hof für seine Ziele zu interessieren. Es lag natürlich nahe, sich an König, den einflußreichen Dichter des Hofes

zu wenden, um ihn für die Sache zu gewinnen. Dieser, als Operndichter keineswegs ein überzeugter Freund der gottschedischen Regelmäßigkeit, verhielt sich zunächst kühl und zurückhaltend, wenigstens trat er mit Gottsched nicht in persönliche Fühlung, förderte aber indirekt das Unternehmen, indem er der Neuberin die von Dresden erbetene Theatergarderobe verschaffte, wodurch der Anschein erweckt wurde, als interessiere man sich auch bei Hofe für die regelmäßigen Stücke. Allerdings hatte man ihn geschickt bei seiner schwächsten Stelle, seiner Eitelkeit, zu fassen gewußt, indem man seine Übersetzung des Regulus von Pradon zur Aufführung brachte. Nach Fürstenau[1]) hätten ihn Gottsched und die Neuberin veranlaßt, eine bereits vorhandene ältere Übersetzung von Bressand[2]) für ihre Zwecke neu zu bearbeiten, doch kann diese Angabe kaum richtig sein, denn Königs Übersetzung erschien 1725, so daß er eine Umarbeitung des alten Stückes im Sinne Gottscheds nicht erst 1727 vornehmen konnte. Vor dem Jahre 1727 ist er aber auf keinen Fall mit ersterem in Berührung getreten.

Der erste Brief, der von einer Annäherung der beiden Männer berichtet, ist vom Vermittler ihrer Bekanntschaft, Joh. Gottl. Krause in Wittenberg an Gottsched unter dem Datum des 27. August 1727 gerichtet.[3]) Er zeigt schon deutlich, worauf Gottsched hinaus wollte, wenn er sich an König anschloß. Krause schreibt: Inzwischen habe ich sogleich nach Erhaltung des andern Briefes an Herrn Geh. Secretar Königen geschrieben, aber darauf erst verwichene Woche Antwort erhalten, darin er mich versichert, dass er auf meine Vorstellungen allen Argwohn gegen Ew.

[1]) Musik und Theater am Hofe zu Dresden, Dresden 1862. S. 314 Anm.

[2]) Vom Jahre 1695 aufgeführt in Salzthal 1695. S. Chrysander, Jahrbuch der musik. Wissensch. 2, 240. Leipzig 1863.

[3]) Gottschedbriefsammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Bd. 1. No. 15.

Hochedl. fahren lassen und sich Ihres Anerbietens bey dem Canitz bedienen werde. Was aber die Prof. Eloqu. Extraord. betreffe, dazu habe H. M. Kapps die stärkste Hoffnung, welcher die Sache von allen Seiten so gut unterbauet, dass sie ihm schwehrlich werde abzudifendiren seyn.

Es handelte sich also bereits um die Professur Gottscheds; zu diesem Zwecke bot er König seine Hülfe bei der Herausgabe der Werke des Freiherrn von Canitz an, welche derselbe damals gerade beabsichtigte. Das Entgegenkommen Königs war aber zunächst noch nicht bedeutend, trotz der Vermittlung Krauses, erst allmählich trat er den Plänen Gottscheds näher, sein erster Brief an diesen datiert vom 14. Juli 1728. Erst nachdem Gottscheds Absicht, eine Stellung als Hofmeister bei einem Baron von Rackenitz zu erlangen, fehlgeschlagen war, mochte König sich mehr als vorher verpflichtet fühlen, auf irgend welche Weise dem Leipziger Schützling gefällig zu sein und etwa seit der Mitte des Jahres 1728 bemühte er sich aufs eifrigste, ihm eine ordentliche Professur der Philosophie zu verschaffen. Er erreichte dies zwar nicht, doch gelang es ihm nach langen Verhandlungen und unter Aufbietung seines ganzen Einflusses Gottsched wenigstens die professionem extraordinariam poeseos zu sichern, allerdings ohne Gehalt, doch hofft er in einem Briefe vom 4. Dez. 1729, daß er auch dies noch erreichen werde. Soweit Königs Briefe für diese Ereignisse von Bedeutung sind, hat sie bereits Danzel in seinem Buche Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848 zum Abdruck gebracht, sodaß eine erneute Wiedergabe unnötig ist. Nur wenige Stellen sind von allgemeinerer Bedeutung und handeln von litterarischen Dingen. So ist z. B. interessant zu beobachten, wie er, der mit Bodmer seit mehreren Jahren in Briefwechsel stand, durch dessen grobe Art verletzt, doch zu vorsichtig ist, ohne weiteres mit diesem zu brechen, ihm aber doch gern etwas versetzen möchte; er wendet sich deshalb an Gottsched, ihn

um Rat wegen einer eventuellen Veröffentlichung gegen Bodmer zu bitten.[1]) Gottsched, der damals bereits mehrfach in kleine Streitereien mit Bodmer verwickelt war, scheint ihm zugesagt zu haben, wie denn auch die Hamburger sich in dieser Zeit gegen die Grobheiten des Schweizers zur Wehr setzen wollten. Aber hier wie überall ist es doch nicht die Sache, sondern stets die Person, welche König in den Kampf treibt, Bodmer war infolge eines Mißverständnisses etwas energisch gegen ihn aufgetreten und dafür sollte er in einer Zeitschrift Gottscheds angegriffen werden. Im übrigen enthalten die Briefe weiter nichts, als Verhaltungsmaßregeln für Gottsched, wem er diese Schrift, jenes Gedicht dedizieren solle, wann er sich beim König oder einem einflußreichen Höfling durch ein poetisches Machwerk empfehlen solle u. a. m. Aus Gottscheds Briefen, deren 3 der boshafte Rost im Anhange zu Königs Gedichten abdrucken ließ, spricht überall eine rührende Dankbarkeit und Ergebenheit und besonders, nachdem er in Königs Hause mehrere Tage lang Gastfreundschaft genossen hatte, fließt er förmlich über vor Dankesbezeugungen, er kann nicht genug rühmen, daß in Königs Hause es ihm vergönnt gewesen sei, zu sehen **dass es auch zu unsern Zeiten noch Muster einer alten Redlichkeit, einer Gutthätigkeit ohne Eigenutz, und aufrichtige Menschenliebe gebe, die wir von Griechen und Römern so oft in Geschichten lesen, aber itzo so wenig nachgeahmet sehen . . . Es sollte mir sehr leid seyn, wenn künftig diejenigen Lobsprüche, so mir die kräftigste Überzeugung auch öffentlich von Euer Hochedelgeboren abnöthigen wird, bey denenselben als blosse Wirkungen der Erkenntlichkeit sollten angesehen werden.**

Es klingt diese Danksagung geradezu wie Hohn, denn ungefähr zu gleicher Zeit begann Gottsched öffentlich und heimlich gegen den bisherigen Gönner, der ihm soeben die

---

[1]) 22. Okt. 1728. Nr. 42 der Briefsammlung.

Professur verschafft hatte, zu intriguieren und sich über ihn lustig zu machen.

Aber König hatte ihn durchschaut. Schon mehrere Jahre vorher hatte er Bodmer gegenüber geäußert[1]): Magister Gottsched, ein Mensch, der sein ganzes Glück durch mich zu machen sucht, was hätte ich dann für menagement für einen solchen jungen Menschen nöthig? Jetzt richtete sein Bruder J. B. König, angeblich aus freiem Antrieb, am 21. April 1730 an Gottsched einen Brief, in welchem das Strafgericht über den Ungetreuen losbrach. Aus diesem Briefe, der den Bruch der beiden Männer bezeichnet, pflegt man gewöhnlich nur die eine Stelle anzuführen, in welcher König gegen Gottscheds Angriffe auf das Singspiel im 10. Stück seiner kritischen Dichtkunst Stellung nimmt. König habe sich, pflegt man zu erzählen, durch diese Ausfälle persönlich beleidigt gefühlt, Gottsched aber, der aus innerer Überzeugung zu seiner Ansicht gelangt sei, habe die gute Sache nicht aufgegeben. Manches in dieser Auffassung ist richtig, aber die Beweggründe Königs sind doch nicht so einseitige, wie man annimmt, er hatte mehr als genug Grund, dem bisherigen Schützling zu zürnen und dieser war keineswegs so sehr Gesinnungsheld, daß er nicht mehrfach versucht hätte, die so jäh abgerissenen Beziehungen zu dem einflußreichen und gefährlichen Manne wieder anzuknüpfen. Nur die wichtigsten Stellen zum Beweise meiner Behauptung will ich hier anführen. Zunächst heißt es:

Was aber meinen Bruder betrifft, so hätte ich Ihnen ... schon längst die nöthige Warnung gegeben, in Ewer Hochedl. Aufführung gegen denselben behutsamer, als seit einiger Zeit, zu verfahren, wenn Sie es in kurzem nicht gantz und gar mit ihm verderben, u. den Eifer, so er Ihnen bissher für ihre Beförderung so augenscheinlich

[1]) Alois Brandl, Barth. H. Brockes. Innsbruck 1878. Beilagen S. 164. Brief Königs an Bodmer v. 1. Sept. 1727.

bezeugt, nicht vorsetzlicher Weise hemmen, oder seine Gewogenheit in Hass und Verachtung verkehrt sehen wollten. Ich finde zwar in Ewer Hoch Edl. itzigen Brieffe abermahl vielerley Lobsprüche, die sie demselben über seine Carnevals-Verse ertheilen. Sie werden aber demselben wenig Vergnügen geben, nachdem hier Leuthe sind, die ihm mit allen Umständen hinterbracht, das E. G. sehr nachtheilig, bey aller Gelegenheit sowohl von seiner Perssohn als von seiner Arbeit raisoniren .... diese Leuthe es auch E. Hoch Edl. ins Gesicht behaupten wollen. Nach Vorwürfen gleicher Art fährt er fort: Es ist zwar dieses alles meinem Bruder nicht sonderlich fremde zu vernehmen gewesen, nachdem er eines Theiles gewohnt ist, für seine Wohlthaten fast allemahl mit Undank belohnt zu werden; anderseits aber gleich nach Ihrer Abreise von hier dieses alles von ihm selber sich voraus prophezeiht hatte ... Meine Muthmassung traf nur allzubalde ein; dann kurz hernach erhielt er ihren Brieff, mit der saubern Nachschrift, dass ... einer ihrer vornehmsten Gönner ihnen angerathen hätte, meinem Bruder nicht ferner zu trauen. So sehr ich auch über dieses ihr Bezeugen erschracke, als mein Bruder mir ihren Brieff zu lesen gab, lächelte er doch nur dazu, und sagte: Ich kenne den vornehmen Gönner schon, es ist H. M. Gottschedens Vanité, die ihn zu dieser imprudence verleitet! ... aber ich habe ihm einmahl mein Wort gegeben, dieses will ich wie ein ehrl. Mann halten .., künftig mag er dann sehen wie weit er durch seine vornehme Leipziger Gönner reussieren kann ... Zum Schluß endlich heißt es: Bedenken Sie selbst, was Sie verscherzen, da Sie ihn auf solche Art vor den Kopf stossen, wenn er auch nichts weiter bey der Sache thut, als dass er sich ihrer nicht mehr annimmt. Sollte er aber gar bey denjenigen sich über ihre Undankbarkeit beschweren, bei denen er vorher so inständigst ihretwegen Ansuchung gethan, was meynen E. G. was

solches für Abscheu gegen ihre Aufführung und Bezeugen bey solchen grossen Leuthen erwirken würde.

Diese Vorwürfe beruhen alle auf Thatsachen, welche mit Gottscheds Angriffen gegen die Singspiele garnichts zu thun haben und man wird zugeben müssen, daß eine derartige Undankbarkeit und Charakterlosigkeit allein schon König zu einem Bruche mit jenem berechtigt hätte. In der Zeit, auf welche diese Anklagen hindeuten, hatte König die kritische Dichtkunst noch gar nicht gelesen, sie konnte deshalb auf sein Urteil von Gottscheds Benehmen keinerlei Einfluß üben, wie man zunächst vielleicht geneigt sein könnte anzunehmen. Wie gern man sich in Leipziger Kreisen über den Hofpoeten lustig machte, mögen einige Verse beweisen, welche sich in der Gottschedbriefsammlung finden[1]) und offenbar dem Professor von einem Freunde zugesendet wurden, der seine wahre Meinung über König kannte. Ich will nur das kürzeste von diesen Gedichten anführen, welche einige Zeit vorher in der Schiffbecker Zeitung erschienen sein sollten. Sie geißeln alle 3 die Eitelkeit Königs und die Schmeichelei seiner Hamburger Freunde.

Wer glaubt wohl, dass August, der Pohlen grosser König,
Und König, sein Poët, in einer Gleichheit sey?
Doch saget es die Schmeicheley,
Und saget noch dazu, dies Lob sey viel zu wenig.
O Einfaltvolle Raserey
Die bloss der Klang von wenig und von König!

Trotz dieses offenkundigen Abfalls hielt König sein Versprechen, vielleicht mochte er nach Erfüllung desselben eine Umkehr Gottscheds erwarten. Da las er die vor kurzem erschienene kritische Dichtkunst und wurde dadurch in der Meinung bestärkt, dass E. Hochedl. die attention für ihn nicht hätten, die er von einem Manne hätte vermuthen sollen, dem er so mancherley überzeugende Proben von

---

1) Nr. 117 a. 3 Gedichte.

seiner uneigennützigen Dienstfertigkeit einige Jahre her gegeben.

Zunächst fühlte er sich durch einige Stellen verletzt, in welchen Gottsched gegen Besser und Canitz, die verehrten Vorbilder Königs, Stellung nahm, aber aufs tiefste gekränkt und persönlich beleidigt fühlte er sich durch die Abhandlung von den Singspielen, darin er die Opern auf die allerschimpflichste Art heruntergemacht, folglich sich selbst dadurch auf eine unanständige Art angegriffen sah, nachdem er vor allen Teutschen das Glück gehabt, in dieser Art Schauspiele, sowohl in Hamburg, als an verschiedenen vornehmen Höfen bekannter Massen, einen besonderen Vorzug, und einen allgemeinen Beyfall zu erwerben. Gottsched selbst habe zugegeben, daß er durch Königs Oper Sancio überzeugt worden sei, daß man auch richtige Tragödien in Opern vorstellen könne, habe dies aber dem Publikum verschwiegen, damit Sie nur eine Sache heruntermachen könnten, die sie schlechterdings nicht verständen, und davon nicht anders, als ein Blinder von der Farbe geurtheilet, indem auch ein Mittelmässiger Leser daraus alsofort erkennen würde, dass sie zeitlebens keine Opera müssen gesehen haben.

Mit dieser Absage war jeder fernere Verkehr aufgehoben, diese persönliche Beleidigung und Kränkung seiner Eitelkeit konnte König niemals vergeben.

Gottsched war über diese plötzliche unliebsame Wendung keineswegs erfreut, er versuchte, mit Hülfe seines Freundes May mehrfach sich dem gekränkten Gönner wieder zu nähern, allein ohne Erfolg. Bereits am 31. Mai 1730 schreibt May an Gottsched:[1])

. . . Soviel ich vermuthe, so wird die Frau Wernern (kgl. Hofkupferstecherin) auf Ihren Brief wieder geantwortet haben, zum wenigstens hat sie versprochen, es ehestens zu thun. Vielleicht gedenkt Sie in Ihrer Antwort wohl

---

[1]) Gottschedbriefsammlung Nr. 128.

selbsten, dass sie es gerne sehen möchte, wenn der Friede wieder hergestellt werden könnte. Sie versicherte mich, dass sie bereits alles hervorgesucht hätte, Sie wieder alle gemachte Beschuldigungen zu vertheidigen; sie glaubte auch, dass Ihre Gegenpart nicht das Recht auf ihrer Seite hätte. Unterdessen wünschte sie doch . . . dass es zu einem gütlichen Vergleich kommen möchte. Denn der Feind, der sich wider Sie empört, fände viel Gelegenheit Ihnen zu schaden, weil er an vielen Orten, die was zu bedeuten hätten, manches zu Ihrem Nachteil sagen könnte. . . .

Die Behauptung, Gottsched sei im Recht, berührt zwar etwas eigentümlich, im übrigen zeigt aber der Brief, wie eifrig die Freunde desselben auf eine Aussöhnung mit dem Manne, dessen Gegnerschaft sie mit Recht fürchteten, bedacht waren, aber es blieb alles vergeblich, selbst der Versuch Gottscheds, der ihm etliche Sachen zuschickte. Am 7. Juli schreibt May[1]) aus Dresden:

Ich will hier alles thun, was uns nur die gute Bekanntschaft und Freundschaft herstellen und erhalten kann.

Und Joh. Gottl. Arnus schreibt unter dem 30. August 1730 aus Wittenberg:[2])

Unsern dressdnischen Freund habe unlängst in Dressden öffters gesprochen, aber sehr behutsam mit ihm umgehen müssen. Geduld und Zeit kan alles ändern.

Diese Hoffnung erfüllte sich indessen nicht und Gottsched hatte sich einen Feind zugezogen, der ihm noch viel Ungelegenheiten bereiten sollte. In die Öffentlichkeit drang allerdings zunächst wenig, unter der Decke aber arbeiteten von nun ab die beiden Gegner energisch gegen einander. Während Gottsched aber dem einflußreichen Feinde nur kleine Stiche beibringen konnte, gelang es König, den Hof völlig gegen

---

[1]) Nr. 138.
[2]) Nr. 146.

Gottsched und der Neuberin Reformideen einzunehmen, sodaß von dieser Seite der Leipziger Diktator nichts mehr zu hoffen hatte. 1737 entzog man der Truppe sogar das sächsische Privileg, sodaß ihre Thätigkeit auf Leipzig beschränkt wurde. Auf Gottscheds Seite stand anfänglich die gelehrte Welt, unter ihnen auch Bodmer, König hatte den Hof für sich, was für die Leipziger bedenklich wurde, seitdem der allmächtige Graf Brühl sich für die Sache zu interessieren begann, welcher im Lauf der Jahre Gottsched mehr als eine Demütigung erfahren ließ.

Da erschien im Jahre 1739 das gemeinste Pamphlet, welches je gegen König herauskam, die „Gespräche eines Ungenannten." Persönlich hatte wohl Gottsched keinen Teil daran, aber es war ganz in seinem Sinne geschrieben, seine Anhänger frohlockten über die Niederlage des verhaßten Gegners und so mußte er denn auch die Kosten tragen. Zunächst herrscht noch eine längere Pause, die Parteien scheinen Kraft zu sammeln, erst 1741 beginnen die offenen Feindseligkeiten. Gottsched war gerade in den Kampf mit den Schweizern verwickelt und es mußte ihm dieser Angriff deshalb doppelt unangenehm sein. In Dresden hatte sich eine förmliche Verschwörung gebildet, deren Haupt und Seele König war und an welcher sich als Rufer im Streit namentlich Liscow, der gefährliche Satiriker und Rost, der ehemalige Schützling Gottscheds, jetzt Sekretär des Grafen Brühl, beteiligten. Mehr im Hintergrunde hielten sich Heineke, der Verfasser der Übersetzung des Longinus (1737), Hofprediger Marperger, seit langem erbitterter Feind Gottscheds und Friedrich von Hagedorn. Mit den Schweizern trat man, durch die gleichen Interessen verknüpft, in nähere Beziehungen, obwohl König vor Jahren von Bodmer durch allzufreie Äußerungen und erst 1740 durch Breitingers Kritik seines Heldengedichtes August im Lager gekränkt war; man vergaß das Vergangene und den Leipzigern drohte so ein Unwetter, wie sie es bisher noch nicht zu bestehen gehabt hatten.

Ich gedenke mich bei der Schilderung dieser Streitereien, welche litterarisch nur geringes Interesse besitzen, nicht lange aufzuhalten, sondern begnüge mich mit Anführung der Hauptpunkte. Man darf bei der Betrachtung nie vergessen, daß diese Männer nur aus persönlichen Gründen und zwar meist beeinflußt und angestachelt von König diesen Kampf ausfochten, daß kein sachliches Moment, wie bei den Schweizern sie zum Angriff trieb und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet wird man selbst den bessern Produkten nur geringen Wert beilegen können. Wenn der jüngere Hagedorn in einem Brief[1]) an seinen Bruder sagt, er verdenke König den Haß und die Rachbegier nicht, verabscheue aber diejenigen, die ihre Feder dazu hergäben, anderen, von denen sie nicht beleidigt wären, das Herz bluten zu machen, so muß man ihm völlig Recht geben. König, der übrigens nicht einmal persönlich in den Kampf eingriff, hatte Grund zu seinem Verhalten, die andern nicht.

Eröffnet wurde der Reigen durch die zweite Ausgabe von Heinekens Longinübersetzung im Jahre 1742, vor welcher sich eine neue Vorrede befand, deren Verfasser Liscow war. Der jüngere Hagedorn schreibt darüber im obengenannten Brief an seinen Bruder: Er (Liskow) hat mich gebeten, Dir zu melden, dass er die Vorrede vor dem Longin . . . Deine Ehre wieder die Leipziger Belustiger retten wolle, welche er dadurch beleidigt halte, dass man in der Piece Sehr Klugs Urtheil, Dich unter dem Tross der obscuren Nahmen confundirt, und: Höre Haussmann, Hagedorn gesetzt.

Dieses gefällt mir nun von Liscow wohl. Er ist neulich in der Gesellschafft bei dem Hofrath König dazu disponirt worden, solche Vorrede zu machen, worinn Gottsched und Heinecken wegen des Verstands des Wortes Natürlichen Schreib-Art mit einander verglichen werden.

---

[1]) 4. Sept. 1742. Litzmann, Liscow. S. 132.

Gottsched kriegt dabey, wie Du leicht denken kannst, manche bittere Pille[1]).

Weit übertroffen wurde die Wirkung dieser Vorrede durch das Epos Rosts das Vorspiel, welches dieser bereits in Berlin begonnen hatte, um es in Dresden auf Veranlassung des Grafen Brühl und Königs zu vollenden. Es behandelte die bekannte Verhöhnung Gottscheds durch die Neuberin auf offner Bühne und war der stärkste Schlag, den man gegen die Person desselben gerichtet hat. Diese Satire erlebte 3 Auflagen, wurde mit stürmischem Beifall begrüßt und schließlich, nachdem es in Sachsen konfisziert worden war, nahm Bodmer, dem diese Schmähschrift natürlich sehr gelegen kam, sie in den Kritischen Betrachtungen und freyen Untersuchungen zur Aufnahme und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne auf. Dem leichtfertigen Verfasser brachte die Schrift nur Ungelegenheiten, mit Mühe nur entging er der Gefangenschaft und Inquisition, und von den Versprechungen, die man ihm gemacht, wurde nichts gehalten.[2])

Die Dresdner begnügten sich mit diesem Erfolg noch nicht, vielmehr wurde der Kampf fortgesetzt in den dressdnischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Auf das Jahr 1743, die sich allerdings weniger gegen Gottsched selbst, als gegen dessen Anhänger, vornehmlich den Übersetzer der Äneis, Schwarz, wendeten[3]). Mit dem Ausgang des Jahres ging die Zeitschrift ein, wohl hauptsächlich infolge der Entrüstung, welche in den Gemütern der Gutgesinnten dieser ganze Kampf allmählich hervorgerufen hatte. Bald darauf starb König und mit ihm erlosch der Streit, dessen Seele er gewesen war. Wer übernimmt jetzt das Kommando der Armen ctra Gottsched? schreibt Ludwig von Hagedorn an seinen Bruder.

---

[1]) Im übr. s. zu dieser Vorrede: Litzmann, Liscow S. 132—136.

[2]) Litterärische Pamphlete. Aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmern. Zürich 1781. Brief Rosts vom 4. Dez. 1743.

[3]) S. auch zu dieser Zeitschrift: Litzmann, Liscow S. 137—142.

Nur der so schwer gekränkte und verhöhnte Schwarz vermochte selbst nach dem Tode des Feindes noch nicht Ruhe zu halten und verspottete in seinem Neuen critischen Sack-, Schreib- und Taschen-Allmanach auf das Schaltjahr 1744 gestellt durch Chrysostomum Mathanasium. Winterthur, Kanton Zürich, das Andenken des Verstorbenen auf die gemeinste Weise. Der grosse Pan ist todt! Der grosse Pan ist todt! Und noch einmal: der grosse Pan ist todt! Der König der Opern, der Pferdebändiger, der schwäbische Homeros, durch dessen Pferdepopee die zürchischen Aristoteles ihre Regeln erläuterten, der Freund der Alpen und Feind der Linden ist todt, mausetodt, ja mausetodt ist er. Der Frühlings Anfang machte dem Winter seines Lebens ein Ende. Der Tod, der grobe Tod pritscht zu, und so liegt unser Held pritsch. Und in dem weiteren Pamphlet desselben Verfassers Volleingeschänktes Tintenfässl eines allezeit parat seyenden Brieff Secretary . . . . von R D. Vito Blauroeckelio. Kufstein 1745 ließ er ein Schmähgedicht der rasende Ulrich erscheinen, welches in roher und niedriger Weise die Unfähigkeit und den Ungeschmack des verschiedenen Dichters verhöhnt.

Die Ahnung Rost's, daß König erst nach seinem Tode recht beschimpft werden würde[1]), hatte sich bewahrheitet und er erfüllte in der Vorrede zu Königs Gedichten nur eine Pflicht der Pietät, wenn er die Verfasser dieser Schmähschriften — er wußte nicht, wer es war und glaubte, daß auch Frau Gottsched daran beteiligt sei — energisch zur Rede stellte wegen einer Schmiererey, die ihnen so ähnlich sieht, als ihre übrigen Werke, und worinnen man den Verfasser dieser Gedichte auf eine kindische, läppische und niederträchtige Art, sogar auch nach seinem Tode, anzutasten sich nicht schämet. Zugleich kann er sich nicht

[1]) Gotth. Friedr. Städlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer. Stuttgart 1794. Brief Rosts an Bodmer vom 25. April 1745.

versagen, noch einmal Gottsched zu ärgern und ihm noch einen empfindlichen Schlag beizubringen, indem er drei Briefe desselben an König einrückt mit der Bemerkung in der Vorrede: Verschiedene Leute unterstunden sich vor einigen Jahren zu behaupten und öffentlich zu sagen: der Herr Professor habe sich nicht undeutlich für einen Feind des Verfassers erkläret. Ja, die Lästerzungen hatten hieran noch nicht genug, sondern scheueten sich so gar nicht dem Herrn Professor die Schuld von einer wider den Hofrath herausgekommenen anzüglichen Schrift beyzulegen . . . . Ist es wohl möglich, dass Herr Gottsched, welcher den Verfasser selbst für seinen Meister in der Dichtkunst gepriesen, als seinen Wohlthäter geehret, und wie viel Dank er ihm schuldig sey, so nachdrücklich bekannt, und so freywillig wiederhohlet hat, sein Feind, sein Verfolger werden, und sich des abscheulichen Lasters des Undanks schuldig machen sollte?

Es war dies der letzte Ausfall der führerlosen Dresdner Partei; mit König war die Triebfeder geschwunden, Liscow schrieb seit jener Zeit überhaupt nicht mehr, Rost wandte sich andern Gebieten zu. Der Schatten Königs beunruhigte seitdem Gottscheds Gewissen, sowie die Gemüter der übrigen gelehrten und litterarischen Welt nicht wieder. Er ward vergessen und mit ihm Gottscheds charakterloses Verhalten gegen den ehemaligen Gönner.

II. Abschnitt.

Litterarische Thätigkeit.

Einleitung.

Königs litterarische Thätigkeit erstreckt sich, so weit sie sich verfolgen läßt, über die Jahre 1710—1740; sein erstes datiertes Gedicht: **Sinngedicht auf ein Heydelbergisches Doktorat** stammt aus dem Jahre 1710, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß einige seiner galanten Gedichte noch früher entstanden sind. Zu gleicher Zeit verfaßte er den Text zu seiner ersten Oper „Diana", welche von Kaiser komponiert wurde. Seine eigentliche Thätigkeit erlosch allerdings bereits mit dem Jahre 1732, mit der Herausgabe der Schriften Bessers oder, wenn man will, mit seinem Gedicht auf den Tod Friedrich Augusts im Jahre 1733. Was darüber hinausliegt, gehört lediglich der Gelegenheitsdichtung an und besitzt daher keinerlei litterarischen Wert.

Einteilung. Königs litterarische Thätigkeit läßt sich am besten in 2 Abschnitten behandeln. Der erste, vom Jahre 1710 beginnend, würde seinen Abschluß mit der Anstellung Königs am sächsischen Hofe erreichen. Es ist dies die Epoche seiner litterarisch fruchtbarsten Thätigkeit. Freilich eine genaue Trennung vom zweiten Abschnitt ist nicht möglich, denn die Operndichtung, welche man natürlich im Zusammenhang behandeln muß, reicht bis zum Jahre 1730, aber im allgemeinen herrschen in seinen Opern, ebenso wie in seinen geistlichen

Dichtungen, von Anfang bis zum Ende die gleichen Tendenzen, welche durchaus auf den Einflüssen beruhen, die ihm in der Zeit seines Hamburger Aufenthaltes zu teil wurden, in Dresden hat er mit dem Theater direkt nur noch wenig zu thun gehabt, soweit die Oper in Betracht kommt. Diese erste Periode umfaßt demnach seine dichterische Thätigkeit in Hamburg, seinen Anteil an der deutschübenden Gesellschaft, seine Opern und geistlichen Dichtungen.

Der zweite Abschnitt würde sodann vom Beginn seines Dresdner Aufenthaltes an bis etwa zum Jahre 1733 reichen, da über diesen Zeitraum hinaus, mit Ausnahme etwa der Vorrede zu Steinbachs Wörterbuch 1734, seine litterarische Thätigkeit nicht reicht und man die erzwungenen Gelegenheitsgedichte der späteren Zeit füglich außer Acht lassen kann. Daß er das Interesse an der Entwickelung der Dinge noch nicht verloren hat, zeigt sein plötzliches Eintreten in den Kampf gegen Gottsched, obwohl demselben, wie wir gesehen haben, hauptsächlich persönliche Momente zu Grunde liegen. Die Betrachtung würde sich in diesem zweiten Teile demnach hauptsächlich seiner Hofdichtung, namentlich seinem Heldengedicht August im Lager zuzuwenden haben, sodann wären seine Bestrebungen um die Hebung des guten Geschmacks, damit seine Beziehungen zu Bodmer, die Ausgaben der Werke von Canitz und Besser ins Auge zu fassen, sowie seine Bemühungen um die Förderung der deutschen Sprache am Hofe, endlich wäre noch kurz über seinen Stil und Versarten zu handeln. Eine Würdigung seiner litterarischen Verdienste würde diesen Teil und damit das Ganze zu schließen haben.

Kapitel II.

Hamburg.

Gegen Ausgang des ersten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts kam König nach der Metropole des nördlichen Deutschland. Von dem großen Kriege so gut wie gar nicht berührt, hatte sich Hamburg demgemäß schneller von dem schweren Schicksalsschlage der jüngst vergangenen Periode erholt, als andre Gegenden des Reiches und seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts blühten Handel und Gewerbe in raschem Wachstum von neuem empor, ein bedeutender Reichtum häufte sich allmählich in der alten Hansestadt und naturgemäß sammelte sich hier bald eine größere Anzahl bedeutender Männer des Geistes, und ein neues reges Leben begann bald auf weitere Kreise des gelehrten Deutschland seinen Einfluß auszuüben. Fast alle damals gepflegten Zweige der Litteratur fanden hier ihre Vertreter. Die Oper, aus Italien eingeführt, blühte hier, zunächst mit spezifisch deutscher Färbung, um später mehr und mehr französischem und italienischem Einflusse zu unterliegen. Keine andere deutsche Stadt und nur wenige Fürstenhöfe vermochten an Pracht und Reichtum der Ausstattung und Güte der Kräfte mit der Hamburger Bühne zu wetteifern.

Auf dem Gebiete des Romans und der galanten Lyrik, der damals im ganzen Deutschland beliebtesten und meist verbreiteten Gattung, hatte Hamburg erfolgreich das Erbe der

Lohenstein und Hofmannswaldau angetreten und das von allen Kreisen angebaute Gelegenheitsgedicht fand natürlich auch hier eifrige Pflege. —

Im Jahre 1724 richtete König unterm 28. März [1]) an Bodmer einen Brief, als Antwortschreiben auf eine Anknüpfung von seiten dieses aufstrebenden Talentes, in welchem er eine eingehende und in den meisten Fällen noch jetzt festzuhaltende Darstellung der litterarischen Verhältnisse in Hamburg zu Beginn seines dortigen Aufenthaltes giebt. Obwohl das Schreiben der Zeit nach erst in die zweite Periode fällt, so sind doch die darin ausgesprochenen litterarischen Ansichten für die Beurteilung der Hamburger Thätigkeit Königs so wichtig, daß ich es, in seinen wertvollsten Teilen wenigstens, hier bereits mitteilen will.

Nach einigen einleitenden Worten der Entschuldigung über die Verzögerung seiner Antwort auf den ersten Brief Bodmers aus dem Jahre 1723 beginnt König: Der Vorzug, welchen Sie hin und wieder dreyen von unsern besten Poeten, nemlich Opizen, Kanizen und Bessern gegeben, ist so gerecht; und die Beurtheilung der Lohensteinischen und Waldauischen gezwungenen Schreibart und ihrer Nachfolger so billig, dass nicht nur ich, wie alle rechtschaffene Kenner hierinn vorlängst mit Ihnen einig, sondern dereinst ganz Deutschland Ihnen wird nachrühmen müssen, dass Sie Einer von den ersten gewesen sind, welcher das Herz gehabt, sich offentlich wider den bisher eingerissenen verdorbenen Geschmack zu erklären, und die Falschheit derjenigen aufgeblasenen Dichtart zu zeigen, welche von den unverständigen insgemein die Hohe genannt worden. Inzwischen dörfen Sie sich nicht wundern, wenn etliche mittelmässige Geister diese Wahrheit noch nicht erkennen wollen. Es ist viel leichter, ausschweiffend, unnatürlich, schwülstig, und mit einem Worte schulfüchsisch, als

[1]) Litterärische Pamphlete. Zürich 1781.

männlich, natürlich, sittsam und nach dem Geschmacke des Hofes und der Weltklugen zu schreiben.

Einer von unsern besten deutschen Poeten, ein Mann von ausbündigem Geschmack, Namens Warneck, der sich itzo als Königl. Dänischer Resident in Paris aufhält, gab ehmals von seiner Arbeit zu Hamburg etwas in Druck, und stichelte in einigen kurzen Sinngedichten auf die Lohensteinische und Hoffmannswaldauische weit hergesuchte und hochtrabende meist den Italienern abgelernte Art zu schreiben; zeigte ihre falsche Gedanken, kindische Wortspiele, metaphorische Grillen und uneigentliche Redensarten, dabey aber doch auch zugleich dasjenige an, was Gutes bei ihnen zu finden. Allein, er hatte mit Ihnen gleiches Verhängniss. Es fand sich alsbald ein mittelmässiger Geist, der nicht würdig war, ihm nur die poetischen Schuhriemen aufzulösen, welcher, doch zu seiner eignen Beschimpfung, wider Warnecken sich zum Ritter schreiben wollte, und dieser Held war Menantes; sie werden aber ohne mich errathen, dass er in diesem Federkrieg den Kürzern zog.

Nachdem er über Neukirch, Simon Dach, Tscherning, Nüßler und Buchner einige Bemerkungen gemacht hat, fährt er fort:

Brocks übersetzter Kindermord ist von mir selbst, als seinem damals in Hamburg lebenden guten Freunde herausgegeben, mit Anmerkungen, einer Vorrede und Lebenslauf des Ritters Marino versehen worden. Es sind viele Schönheiten in diesem Buche, und die Übersetzung ist nicht übel gerathen; aber der schlimme Geschmack des Marino herrscht überall darinnen. Denn ungeacht Brocks in gewissen Stücken einer von unsern grössten Poeten ist, so hat er doch das Unglück, dass er die italienische Poesie mittlerer Zeiten dem heutigen guten Geschmack der Franzosen, allen Kennern zu Trotz, überall vorgezogen wissen will; ungeacht ich also selbst Hand an dieses Werk

gelegt, und oft ganze Tage mit dem Verfasser durchgegangen, so hindert mich doch dieses nicht, die Fehler desselben zu erkennen. Sein irrdisches Vergnügen, wovon bereits die zweyte und vermehrte Auflage herausgekommen, verdient weit grössern Vorzug, absonderlich des erbaulichen Inhalts halber. Seine Schreibart darinn ist auch in den meisten Orten viel natürlicher, als in einigen Stücken, die der Niedersächsischen Sammlung einverleibt worden.

Nach einer Bemerkung über den Schlesier Knorr von Rosenroth geht er zu dem Genossen Hunolds, zu Postel über:

Posteln betreffend, so sind seine Sachen mir so gut, als fast keinem andern bekannt, massen ich etliche Jahre dem hamburgischen Schauplatz vorgestanden, und die meisten Singspiele von meiner Arbeit daselbst aufgeführt; da ich denn nicht nur seine gedruckte Werke, die mehrenteils in Singspielen bestanden, sondern auch seine hinterlassene geschriebene Stücke, und darunter das grosse Heldengedicht Wittekind zu sehen bekommen .... Er war ein gelehrter und belesener Dichter, dem wenige, weder alte noch neue Poeten, und sogar nicht einmal die portogösische unbekannt geblieben. Aber aus Mangel eines gesunden Urtheils, verliebte er sich allzu sehr in die hochtrabende spanische und welsche Redensarten, daher sich sonderlich in seinen Sing- und Schauspielen der allerverdorbenste Geschmack geäussert, den man sich jemals einbilden kann; wesswegen auch der obgedachte Warneck sich nicht enthalten können, ihn in einigen Sinngedichten desswegen auszulachen .... Sonderlich ist die Zueignungsschrift in Versen auf das hamburgische Frauenzimmer vorgedachter Opera Thalestris ein Meisterstücke nach dem Lohensteinischen und italienischen Geschmack. Welche auch Warneck vor andern durchgezogen, als wegen seines Urtheils von der Lohensteinischen Schreibart Postel sich so sehr in Harnisch jagen liess, dass er ein hitziges Sonnet; Menantes aber, auf Postels anstifen, etliche Briefe, und

zuletzt gar eine satyrische Komödie voller groben Anzüglichkeiten wider Warnecken drucken lassen; die aber Warneck auf einmal durch ein satyrisches Heldengedicht, Hans Sachs genannt, so nachdrücklich beantwortet, dass Menantes auf allzeit verstummt, Postel aber sich bald hernach darüber zu Tode geschämt. In der That ist izt gedachte Stachelschrift von solcher Schönheit, Stärke, spitziger, feiner und scherzhafter Lebhaftigkeit, dass ich mir getrauen wollte, sie allen andern Völkern zur Ausforderung vorzulegen, ob sie mir etwas sinnreicheres von dieser Gattung vorweisen können . . . .

Ausser Brocks und Richey wüsste ich izo keinen noch lebenden Hamburger, der sich einen besonders ausnehmenden Ruhm in der deutschen Poesie erworben; aber Richey allein kann für eine ganze Menge gelten: denn er schreibt sehr sinnreich, natürlich und wohlfliessend; und wann man ja hin und wieder einige Wortspiele oder so etwas zu hochsteigendes bey ihm noch izo antrift, so ist es weniger dem Mangel an gutem Geschmack, als der Thorheit des gelehrten Pöbels daselbst zuzuschreiben, dem zu gefallen er manchmal dergleichen einfliessen lassen muss, weil solche Leute sonst glauben, man könne nicht scharfsinnig, oder, wie sie sagen, hoch schreiben, sobald sie verstehen, wass sie lesen. Da er doch sonsten in unsrer Hamburg. deutschübenden Gesellschaft, davon Brocks, Er und Ich die Stifter gewesen, allezeit wieder die schwülstige hochtrabende Schreibart gestritten, und in allen dergleichen Meynungen sich beständig auf meine Seite geschlagen, bis sich endlich nach meiner, und eines andern gelehrten Mitglieds Abreise, die Gesellschaft völlig getrennt.

Im Folgenden kommt er auf seine Stellung zum Reim zu sprechen; ich gedenke diese Stelle erst später im geeigneten Zusammenhang anzuführen und gehe deshalb darüber hinweg, um Königs Worte über Amthor wiederzugeben.

Fast alle Gedichte von Amthorn, deren ein gantz Buch voll herausgekommen, sind ein beständiger Mischmasch von meistenteils durch den Reim veranlassten, und in einander gedrungenen Metaphoren, von uneigentlichen, aufgeblasenen Worten und Redensarten, falschem Witz, und kindischen Wortspielen: worinn er es unter allen deutschen am gröbsten gemacht; ungeacht nicht zu leugnen, dass, ausser dem üblen Geschmack, viele treffliche Stellen in seinen Schriften zu finden, die von seinem poetischen Feuer genugsam zeugen.

Von Neukirch hofft er noch gutes, denn in der That hat er seine Schreibart von der Zeit an sehr geändert, als er an den Berliner Hof gekommen, und nach und nach durch den Umgang grosser Leute seinen Geschmack ausgebessert. Sodann spricht er von Triller, dessen leidenden Christus er mit wenigen Worten abthut, um zu einer allgemeinen Kritik dieses Dichters überzugehen. Mir hat man Herrn Trillern als einen Schulfuchs beschrieben, sein Geschmack verrät ihn auch, Lohenstein war vormals sein Held, itzt ist Brocks sein Fürst in der Poesie, und ein gewisser Schulreimer D. Wenzel wird wohl der Marggraf unter den Poeten bey ihm bleiben. Seine Anmerkungen zeigen wohl Belesenheit, aber sie riechen nach Schulstaub, und die meisten sind zur Pralerey mit Haaren herbeygezogen. Zu seinen eignen Heldengedichten (Apollo mag mir meinen Unglauben verzeihen) habe ich noch diese Stunde kein sonderliches Vertrauen. Zu dergleichen Unternehmungen wollte ich Leute von bessern Geschmack, nemlich einen Heräus aus Wien, oder ein Pietsch aus Königsberg wünschen; nachdem wir ohnedem von dem Herrn von Besser seinen Friedrich Wilhelm, aus vielen Ursachen, niemal geendicht sehen werden, ungeacht schon vieles daran fertig, und der ganze Entwurf vorhanden; wiewohl es weniger ein eigentliches Heldengedicht, als vielmehr eine grosse Lobschrift und Lebensbeschreibung

Friedrich Wilhelms des Grossen geworden wäre; etwann nach der Art, wie der berühmte Freinshemius ein Lobgedichte auf den grossen General, Herzog Bernhard von Sachsenweimar in deutscher Sprache geschrieben .... Sonst fehlet es uns nicht im Deutschen an Heldengedichten, wir haben den ganzen Tasso und Ariosto, die für die Zeit worinn sie übersetzt worden, mich zur Verwunderung zwingen, und keiner einzigen neuen Übersetzung etwas nachgeben. Ja, wir haben gar ein ursprünglich im deutschen verfertigtes grosses Heldengedicht, der Habspurgische Ottobert genannt, welches schon vor fünfzig Jahren ein gelehrter Edelmann, Herr von Hohberg, in zween Theilen und sechs und dreissig Büchern oder Gesängen so sinnreich beschrieben, dass, wann ich die hin und wieder verworfene Wortfügung und andere kleine Unrichtigkeiten, nebst dem bisweilen vorkommenden italienischen Geschmack übergehe, ich nicht unbillig zweifle, ob Ottobert dem Wittekind weichen werde .... Die englische Dichter sind hier zu Lande, wie fast in ganz Deutschland nicht sehr bekannt, weil diese Sprache uns weniger als die französische und welsche gemein, doch sind mir ihre Verdienste, theils durch Übersetzungen, theils durch einen geschickten Freund bekant, der mir die besten Stellen daraus erklärt.

Zum Schluß spricht er sich anerkennend über die Bemerkungen der Schweizer zu den Gedichten Canitz' aus und stellt ihnen Material für weitere Arbeiten in Aussicht.

König bekundet in diesem Briefe nicht nur eine reiche Kenntnis der herrschenden Litteratur und ihrer Vertreter, sondern auch ein rühmliches Bestreben nach fester Stellungnahme in dem Gewirre der Meinungsverschiedenheiten. Die Kritik ist meist sachlich und geht mit sicherm Verständnis auf die Hauptpunkte ein. Sein Standpunkt wird klar und offen ausgedrückt, wie nirgends vorher und selten später, und gerade darin liegt die Bedeutung desselben für die Beurteilung von

Königs litterarischer Persönlichkeit auch für die, dem Datum des Briefes weitvoraufliegende Hamburger Zeit.

Männlich, natürlich, sittsam und nach dem Geschmack des Hofes und der Weltklugen schreiben ist das Programm aller derjenigen, welche gegen die ausschweiffende, unnatürliche, schwülstige und mit einem Worte schulfüchsige Schreibart ankämpfen. Allen voran setzt König Warneck, den schärfsten Kopf, der am entschiedensten die Mängel der verdorbenen Manier der Lohenstein und Genossen aufdeckte, wie sie in Hamburg durch Hunold und Postel am schroffsten vertreten war. Nur bedingtes Lob erhalten Brockes und Richey, obwohl gerade mit diesen Männern ihn seit langen Jahren ein enges Band der Freundschaft verknüpfte, welches in Bezug auf Brockes mit den Jahren wohl einige Lockerung, ja sogar zeitweilig einen recht bedenklichen Bruch erlitt, während das Verhältnis zu Richey, der übrigens weit mehr den trocknen Geschmack Weises und seiner Schule, als den des französisierenden König vertrat, bis an das Lebensende des letzteren ungetrübt blieb. Diese beiden Männer spielten in der Entwickelung Königs eine nicht unbedeutende Rolle. Besonders mit Brockes bestand ein reger Wechselverkehr schon seit früher Zeit. Im Jahre 1713 widmete König demselben seine Sammlung Theatralische, geistliche, vermischte und galante Gedichte Die Zueignung beginnt mit den Worten: Es wäre ein so undankbar, als wenig gerechter Vorwurf, wann ich meine Poesie beschuldigen wollte, dass von ihr niemahl einigen Nutzen erhalten, da sie mir doch ein so unschätzbares Gut, in der Ehre von dero Hochwerthesten Bekandtschaft zu wege gebracht.

Diejenigen Poesien, durch welche er die Aufmerksamkeit Brockes auf sich gelenkt hatte, waren seine geistlichen Gedichte. In dieser Gattung begegneten sich die beiden Dichter, die sonst so ganz verschiedene Wege wandelten, zum ersten Male und zunächst war es Brockes, der von dem schwäbischen Freunde beeinflußt wurde, um dann seinerseits wieder auf diesen be-

stimmend zurückzuwirken. Es sind, wie die größte Anzahl aller Produkte Königs, Gelegenheitsgedichte, bezahlte Arbeit und deshalb keineswegs gründlich und ausgearbeitet, keine hervorragende Leistung, wie er selbst zugiebt. Er besaß für dieses Fach keine große Begabung, es fehlte ihm an Phantasie und Gemüt, seine mehr der Außenseite der Erscheinungen zugeneigte dichterische Veranlagung fand hier nicht den rechten Boden zur Entwickelung, und so lassen im allgemeinen diese verstandesmäßig ausgeklügelten Dichtungen kalt, soweit man dieselben, da man von ihrem musikalischen Charakter hier natürlich absehen muß, richtig beurteilen kann.

Die Sammlung von 1713 enthält 5 Stücke:

Thränen unter dem Kreutze Jesu, Oratorium, aufgeführt Montags, Dienstags und Mittwochs zu Vesper-Zeit in der stillen Woche 1711.

Thränen und Seuffzer des Geängstigten Zions, aus den Klageliedern Jeremiä. [Wiederholt 1745.]

Abendlied eines verfolgten Christen. [Wiederholt 1745.]

Brautmesse. Aus dem XXIII. Psalm Davids, In einem Oratorio. Musik von Keiser.

Brautmesse. Die Geistliche Vermählung der Seelen mit Christo. Nach Anleitung des hohen Liedes Salomons. In einem Oratorio. Musik von Keiser.

Außerdem enthält der Katalog der Hamburger Stadtbibliothek noch das Verzeichnis einiger mir nicht zugänglich gewesenen Dichtungen dieser Art, woraus hervorgeht, daß er während der ganzen Dauer seiner litterarischen Thätigkeit nicht aufhörte, auf diesem Gebiete thätig zu sein. Es sind folgende Stücke:

Die Vermählung der Klugheit mit der Tugend. Cantate. Hamburg 1714.

Der siegende David. Oratorium. Hamburg 1716.

Der willige Todesgang des Herrn Jesu. Oratorium. Hamburg o. J.

Die göttliche Vorsorge über alle Kreaturen. Oratorium. Hamburg 1718.

Der königliche Prophet David. 1724. 5 Oratorien.

Die gekreutzigte Liebe. Hamburg 1731. [Wiederholt 1745.]

Das letzte Stück ist lediglich eine, im allgemeinen nicht glückliche Umarbeitung des 1711 erschienenen Oratoriums „Thränen unter dem Kreutze Jesu." Sie ist stark beeinflußt von der Passionsbetrachtung Brockes, welche ihrerseits wieder auffällige Übereinstimmungen mit Königs erstem Oratorium zeigt. Von allen 3 Stücken ist das zuletzt genannte entschieden das Beste. Die Sprache, mitunter noch beeinflußt durch die schlesische Manier, ist im allgemeinen würdig und gewählt und das ganze besitzt einen dramatischen Zug, wie wir ihn bei Brockes und in der spätern Umarbeitung leider vermissen. Das beschreibende Element, welches bei Brockes herrschend ist und auch in der Bearbeitung von 1731 sich in unliebsamer Weise breit macht, fehlt hier gänzlich, alles ist Handlung, alles spielt sich vor unsern Augen deutlich sichtbar ab. Er behandelt nur die Kreuzigung, während Brockes sich die gesamte Leidensgeschichte, beginnend mit dem Abendmahl, zum Vorwurf genommen hat. Indem Brockes den verbindenden Text des Evangeliums beibehielt, legte er sich eine schwere Fessel auf, während König durch Weglassung des Evangelisten die Begebenheiten selbst reden läßt. Nür die Hauptmomente werden hervorgehoben, jede Erzählung wird vermieden. Brockes schildert die Kreuzigung mit den matten Worten des Evangelisten:

Wie sie nun an die Stätte, Golgatha mit Namen
Nebst Jesu kamen;
Wurd' Er mit Gall' und Wein getränkt
Und endlich gar ans Kreuz gehenkt.

und flicht sodann eine Arie der gläubigen Seele ein:

Hier erstarrt mein Herz und Blut
Hier erstaunen Seel' und Sinnen!
Himmel! was wollt ihr beginnen?

Wisst Ihr Mörder, was Ihr thut?
Dürfft ihr Hund', ihr Teufel, wagen?
Gottes Sohn ans Kreutz zu schlagen?

König dagegen läßt Christus, der bei Brockes nur ein einziges Mal und noch dazu in einer Aria a 2, mit Maria auftritt, als Hauptperson in den Vordergrund treten und ihn selbst seine Qualen und seine Erlösungsthat verkünden, zunächst in dem Accompagnement:

Die Stunde kömmt, worinn des höchsten Sohn,
Nach so viel Angst, nach so viel Spott und Hohn,
Nach soviel Pein, nach soviel Noth
Und tausend Wiederwillen,
Durch seinen Tod
Wird, was geschrieben ist, erfüllen. U. s. f.[1])

und schließt diesen ersten Abschnitt mit der Aria:

Aus Liebe bin ich Mensch geworden,
Aus Liebe leg ich mich ins Grab;
So trücknet eure Thränen ab,
Dann mit mir sterben eure Sünden,
Und dass ihr könnt den Himmel finden,
Dient Euch mein Kreutz zum Wanderstab.
Aus Liebe bin ich u. s. f.

Die dramatische Wirkung des Vorganges wird dadurch entschieden erhöht.

Die Anlehnungen in Einzelheiten an König sind bei Brockes nicht unbedeutend. So entspricht dem Accompagnement der Maria bei König:

Bejammert meinen Jammer-Stand,
Ihr, die ihr kennt,
Was Frauen-Angst, was Mutter-Schmertze sey!..

ziemlich genau das Soliloquio bei Brockes [S. 315.]

Ach Gott ach Gott mein Sohn
Wird fortgeschleppt, wird fortgerissen!...
Gekränkte Mutter, die ich bin
Wie schwer ist meines Jammers Last!

An Stelle der Aria Königs:

Der Abgrund muss erzittern,
Die Felsen selbst zersplittern,

[1]) S. 313 ff. der Sammlung von 1716.

Dann Gottes Sohn erblasst;
Der Himmel will erschüttern,
Und droht mit Ungewittern
Auf die, so ihn gehasst.
Der Abgrund u. s. w.

singt bei Brockes ganz ähnlich, freilich mit höhrem dichterischen Schwung, der Hauptmann:

Brich brüllender Abgrund, zertrümmre, zerspalte
Zerfall, zerreiss du Kreiss der Welt!
Erzittert, ihr Sternen, ihr himmlischen Kreise,
Erschüttert und hemmet die ewige Reise!
Du helle Sonne. erlisch, erkalte!
Brich brüllender Abgrund . . .

Weit wirkungsvoller gestaltet König die ganze Szene ferner dadurch, daß er die 7 Worte Jesu von diesem selbst singen läßt und durch Rede und Gegenrede der vor dem Kreuze stehenden Leidtragenden mit dem Herrn der gesamten Schilderung Schwung und dramatischen Inhalt verleiht. Wie langweilig und undramatisch wirkt dagegen die Erzählung dieser Vorgänge durch den Evangelisten bei Brockes!

Ein weitrer Vorzug der ersten Fassung von Königs Dichtung ist die Vermeidung von mystisch-allegorischen Figuren, wie sie Brockes in seiner gläubigen Seele und seiner Tochter Zions einführt, welche beide Figuren bei König in der Maria Magdalena vereint erscheinen. Er bleibt auf realem Boden, zum großen Vorteil seiner Dichtung, deren einheitlicher Charakter dadurch bewahrt wird.

Auch in der Sprache befleißigt er sich einer gewissen Mäßigung, die allerdings mitunter geradezu in Plattheit ausartet, wie z. B. die Arie des Johannes beweist:

Hier dürstet selbst der Überfluss,
Er muss den heil'gen Mund mit bittrem Essig netzen.
Ach Seele, denke dies dabey:
Je süsser Dir der Welt Ergötzen,
Dass dieser Trank ihm desto bittrer sey;
Bewundre diesen Wunder-Schluss:
Hier dürstet selbst der Überfluss.

Aber entschieden besser in sprachlicher wie inhaltlicher Beziehung ist u. a. der Schlußgesang Königs gegenüber dem Gesang der gläubigen Seele bei Brockes. Diese singt:

Wisch ab der Thränen scharffe Lauge,
Steh, seelge Seele, nun in Ruh!
Sein ausgesperrter Arm, und sein geschlossen Auge
Sperrt Dir den Himmel auf und schliesst die Hölle zu.

während König das Oratorium ausklingen läßt in dem Schlußchoral der christlichen Kirche:

Jesu, der Du warest tod
Lebest nun ohn Ende,
Ach in meiner letzten Noht
Dich Herr, zu mir wende;
So werd ich durchs Todes Thal
Unbeschädigt reisen
Hin in Deinen Himmels-Saal
Und Dich ewig preisen.

Entschieden ist dem Werke Königs der Vorzug vor dem, von den Zeitgenossen mit Begeisterung[1]) aufgenommenen von Brockes zuzuerkennen und es muß überraschen, daß der Dichter selbst in spätern Jahren offenbar der gegenteiligen Ansicht war und demgemäß, in Nachahmung des schlechteren Werkes, sein beßres veränderte und entstellte. Zunächst strich er mit Recht alle diejenigen Stellen, welche an Lohenstein und Genossen erinnern konnten. Ausdrücke wie bittrer Thränen-Regen, Demant-hartes Herz, Purpur-Wunden, Thränenperlen wurden beseitigt, denn sie entsprachen seiner Geschmacksrichtung nicht mehr. Dann erweiterte er aber das Ganze und beginnt nun mit der Verleugnung des Petrus, den er neben Pilatus, der andächtigen und der gläubigen Seele neu einführt, wodurch einmal das Stück stark in die Länge gezogen wird, anderseits aber gerade den mystischen Charakter annimmt, den wir bei Brockes als Fehler empfanden. Aber damit nicht genug! Gerade der Teil, der in der ursprünglichen Fassung der beste war, die 7 Worte, wird fast ganz

[1]) Alois Brandl, Barth. Heinr. Brockes. Innsbruck 1878. S. 28.

weggelassen und dadurch büßt das Werk gerade das ein, was ihm den Vorzug vor dem von Brockes sicherte, das dramatische Element. Und wenn zum Schluß die andächtige und die gläubige Seele sich über den Tod des Herrn unterhalten und erbauliche Betrachtungen daran knüpfen, so dient dieses mystische Anhängsel keineswegs dazu, das Interesse des Lesers oder Hörers zu verstärken. So ist durch die Umarbeitung die Dichtung zwar äußerlich korrekter, aber innerlich bedeutend flacher geworden und hat von ihrem originellen Gehalt viel verloren.

Die übrigen geistlichen Dichtungen Königs bedürfen kaum der Erwähnung, sie sind, wie schon oben bemerkt, reine Gelegenheitssachen ohne innern Gehalt, bestellte Arbeit und keiner seiner Freunde und Gesinnungsgenossen hat jemals dieses Zweiges seiner dichterischen Thätigkeit gedacht und der Umstand, daß Rost aus der Anzahl geistlicher Lieder nur drei auswählte, um sie der Sammlung von Königs Gedichten einzuverleiben, beweist auch, daß man schon zu seinen Lebzeiten dieser Seite seines Schaffens wenig Bedeutung beimaß.

Der größte Vorteil, den König aus dieser Beschäftigung zog, war die dadurch veranlaßte Annäherung an Brockes, mit welchem denn bald auch sich ein reger geistiger Verkehr entwickelte, der sich zunächst darin äußerte, daß König den neugewonnenen Freund ermunterte, die längst begonnene Übersetzung des betlehemitischen Kindermordes von Marino, dem Vater des Schwulstes und der übertriebenen Schreibart, zu vollenden. Bei dieser Arbeit, bei welcher König dem Freunde thätig zur Seite stand, mochte wohl noch keinem von beiden der Unterschied ihrer Begabung und ihrer Neigungen deutlich zum Bewußtsein kommen, obwohl schon manche Differenz der Meinungen auftauchte, denn wir sehen König noch Jahre lang, obwohl mit steigender Selbständigkeit, in den Bahnen des andern wandeln und erst allmählich vollzog sich der Umschwung in seinen Ansichten, welcher schließlich für einige Zeit die beiden ehemaligen Freunde sogar zu Gegnern machen

sollte. Brockes, ein bequem und kontemplativ angelegtes Gemüt suchte und fand in der Vertiefung in die Natur seine Befriedigung, er schwelgt förmlich in Schilderungen derselben und kann sich darin nicht genug thun; für König war diese in sich selbst beruhende Beschaulichkeit nichts, wir treffen bei ihm keine Naturschilderungen, die Tiefe und Wärme des Gefühls, welche Brockes vor allem auszeichnete, ging ihm ab, sein Auge bleibt an der Oberfläche der Dinge und Gestalten haften, das glänzende bewegte Leben ist es, was ihn anzieht, er ist der geborene Hofdichter, seine Sphäre ist nicht die Natur, sondern der prächtige, sinnenkitzelnde Zauber einer vornehmen Gesellschaft; daher auch die Form bei König mit ängstlicher Sorge behandelt wird. Glatt muß sie sein, klar und elegant, wobei sie nur zu oft nüchtern und platt im Ausdruck wird. Sein Pathos, wenn ja er einmal dazu einen Anlauf nimmt, ist hohl und phrasenreich, ohne innere Kraft und Überzeugung. Dagegen nun Brockes unbesorgter, holpriger, bald allzu natürlicher, bald allzu kühner Stil! Dieser blieb stets ein Verehrer der so bitter getadelten lohensteinischen Richtung, obwohl er von blinder Nachahmung sich allmählich freimachte; denn in ihrer ausdrucksvollen Sprache sah er das Mittel, seinem unerschöpflichen Gedanken- und Gefühlsvorrat immer neuen Ausdruck zu leihen. Aber gerade dieses sich gehen lassen, dieses vielfach maßlose und überschwängliche wirkte auf den frühzeitig an kühle Zurückhaltung und höfisch-gesittete Ausdrucksweise gewöhnten König abstoßend und mußte schließlich zu einer Entfremdung führen, die bei der Gewohnheit des letzteren, alles persönlich zu nehmen, natürlich auch auf ihr äußeres Verhältnis zu einander Einfluß gewann. Denn ohne seiner Behauptung, daß er stets ein Gegner der schwülstigen Schreibart gewesen sei, Glauben beizumessen, wird man doch zugeben können, daß er niemals in der Verehrung der Schlesier und ihres Lehrmeisters Marino so weit gegangen ist, wie Brockes. Freilich ist der Italiener noch keineswegs schon in Hamburg, wie später, für ihn ein überwundener Standpunkt,

er steht zu Beginn seiner litterarischen Laufbahn noch stark in seinem Banne — schrieb er ja doch selbst zu Brockes Übersetzung eine Lebensschilderung Marinos und in der Vorrede zu dem Werke sagt er ausdrücklich, Brockes habe dadurch die von den Franzosen heftig bekämpfte italienische Dichtart verteidigen und den Deutschen zeigen wollen, daß diese der französischen Dichtung vorzuziehen sei. Gegen den Schluß erklärt er, durch eine derartige Übersetzung würden uns die Erfindungen und fremde Einfälle der Ausländer, die Anmuht ihrer Redensarten, die sinnreiche Ausbildungen ihrer Gedanken, ihre kräfftige und wohlangebrachte Beywörter, ihre natürliche Beschreibungen, ihre auserlesene Gleichnisse, die bewegende Ausdrückung der Gemühts-Regungen und tausend andre Zierlichkeiten bekannt. Lohenstein behauptete ebenfalls seinen Rang und für seine Opern galten ihm Postel, Menantes und Feind, daneben freilich auch der weit über jenen stehende Bressand, als nachahmenswerte Vorbilder, der italienische Geschmack herrscht in ihnen ebenso, wie in denen seiner Zeitgenossen, wenn er auch behauptet, es sei dies nur eine Konzession gegen das Publikum, ebenso wie die Einfügung burlesker Szenen, um die Lachlust des Pöbels zu befriedigen. Gerade diese letzte Bemerkung[1]) beweist, daß er eine künstlerisch durchgebildete Ansicht damals noch nicht besaß und erst ganz allmählich gelang es ihm, sich aus den Banden des verderbten Geschmacks zu befreien, um sich der nüchternen, aber höfisch-stilgerechten Auffassung Boileaus, dessen Lehren der Zeit durch Canitz und Besser übermittelt wurden, in die Arme zu werfen. Während der Hamburger Zeit kam er zu keiner geschlossenen Auffassung. Erst seitdem er in Dresden sich eine gesicherte Existenz gegründet hatte, festigten sich seine Anschauungen und immer seltner gestattet er sich Abweichungen von den einmal festgesetzen Normen. Zu erklären ist dieser Mangel an Konsequenz der poetischen Anschauung aus dem

---

[1]) Vorrede zu der Sammlung vom Jahre 1713

Umstand, daß ihm, wie so vielen seiner Zeitgenossen, Dichtung nicht Herzenssache war — wie er denn überhaupt dichterische Begabung nur in geringem Maße besaß. Aus praktischen Erwägungen und persönlichen Gründen, nicht aus innerer Überzeugung kam er zu den Ansichten, wie er sie in dem Briefe an Bodmer, gleichsam seinem litterarischen Glaubensbekenntnisse, ausspricht. Er hielt an ihnen fest, so lange sie ihm Nutzen versprachen. Daher erklärt sich zum Teil auch das vielfache Experimentieren bei ihm; er versucht sich eigentlich in allen Dichtungsarten, konsequent fest hielt er nur an der Oper und dem Gelegenheitsgedicht, weil das eine ihm Ehre, das andere ihm pekuniäre Vorteile einbrachte. Aus reiner litterarischer Neigung dichtete er sehr selten, alles hat bei ihm einen bestimmten Zweck, alles Bezug — direkt oder indirekt — auf seine Person. —

Die engre Verbindung mit Brockes brachte, außer der Teilnahme an der obengenannten Übersetzung, König manch andre Anregung und führte die beiden, denen sich seit einiger Zeit der Hamburger Schulmann Michael Richey, ein nüchterner, klardenkender Kopf und Anhänger der Weisischen Wasserpoesie, angeschlossen hatte, zu Aufgaben, die zum wenigsten ihre Begeistrung für die vaterländische Dichtung und deren Aufblühen beweisen, wenn sich auch anderseits herausstellte, daß weder Kraft noch Lust genug vorhanden war, das einmal begonnene Werk in zweckentsprechender Weise weiterzuführen. Die 3 Freunde beschlossen, zur Pflege und Ausübung ihres poetischen Interesses eine Gesellschaft zu gründen, welche den Namen der teutschübenden erhielt.[1]) Am 12. Januar 1715 kam man zu einer Vorbesprechung bei Brockes zusammen, am 19. fand die erste ordentliche Zusammenkunft statt.[2]) Zu-

[1]) Allgemeines über die Gesellschaft s. Prof. Chr. Petersen. Zeitschrift des Vereins für Hamburg. Geschichte. Bd. 2. 1847. S. 533—65.

[2]) Die Protokolle und Akten der Gesellschaft befinden sich auf der Stadtbibliothek zu Hamburg und rühren meist von Richeys Hand her der gewissermaßen Archivar der Gesellschaft war.

nächst bestand die Gesellschaft nur aus 5 Mitgliedern: Brockes, Richey, König, dem schwedischen Sekretär Triewald und dem Professor Fabricius. Im Journal der Gesellschaft — einer Art Protokollbuch — heißt es:

Wann von einigen Liebhabern der Teutschen Sprache, Redekunst und Poësie thunlich erachtet worden, zu mehrer Erläuterung und Ausübung ietzbesagter wissenschaften, allhier in Hamburg eine gewisse Zusammenkunft zu veranstalten; so ist, umb dergleichen Vorhaben nützlich, angenehm und beständig zu machen, nachfolgendes Reglement, mit einmühtiger Beliebung allen zuerst eingetretenen Mitglieder, verfasst, und zu beharrlicher Observance festgestellet worden.

Artikel 6 dieses Reglements giebt Aufschluß über die zu behandelnden Materien:

Die piècen sollten bestehen: **in Theoreticis, als nämlich Teutschen Grammaticalischen, Oratorischen, Poetischen, und dergleichen Observationibus; oder in Practicis, verstehe einer ausgearbeiteten Prosa oder Carmine, es sey selbst erfunden, oder aus andern Sprachen übersetzt. Nechst diesen dürfen aber auch historica, antiquaria, und andre Philologica, jedoch soviel als möglich zum Zweck kommende Specimina auf die Bahn gebracht werden.**

Die Anzahl der Mitglieder wurde auf 6 festgesetzt, welche Zahl nach Ausscheiden Triewalds, der im August nach Schweden zurückberufen wurde, durch den Eintritt Georg Jacob Hoeffts und Joh. Hübners, des Rektors vom Johanneum, erreicht wurde.

Königs Anteil an den Bestrebungen der Gesellschaft war anfänglich ein recht reger. Auf seinen Vorschlag hin hatte man in das Programm die Anfertigung von Übersetzungen aufgenommen, jeder erhielt eine Sprache zugeteilt, König die lateinische; die französische blieb allen gemein; doch ist seine Übersetzerthätigkeit keine besonders fruchtbare gewesen und beschränkte sich auf einige Owensche Epipramme. Dagegen

brachte er sehr bald eigne Sinn- und Gelegenheitsgedichte zum Vortrag, welche sich zwar nicht im geringsten über das geistige Niveau aller derartigen Produkte erheben, sich aber einer größern Reinheit der Sprache und Kürze des Ausdrucks befleißigen. Sie fanden, da die nüchterne Verstandespoesie in diesem Kreise mehrere Anhänger, vor allen Richey und Hübner, zählte, Beifall und veranlaßten wohl zum guten Teil die Schwenkung Königs und seine Abwendung von dem phrasenhaften Schwulste der Schlesier. Von größern Arbeiten lieferte König folgende:

Unvorgreifliche Gedanken über das genus des Wortes Mitternacht.

Rezension der allerersten auf dem hamburgischen Schauplatze aufgeführten opera, betitult: Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch, oder Adam und Eva.

Rezension von Christian Funkens Poetische Leidenscypressen.

Außerdem brachte er in der Gesellschaft im Anschluß an die Besprechung von Brockes Übersetzung des betlehemitischen Kindermords die von ihm verfaßte Lebensbeschreibung Marinos zur Sprache und zeigte sich sonst bei Beratung grammatischer und stilistischer Kleinigkeiten als ein Mitglied von gründlicher Gelehrsamkeit und gutem Verständnis.

Sodann machte er, was bei seiner regen Thätigkeit auf diesem Gebiete erklärlich ist, den Vorschlag, ein Verzeichnis sämtlicher Opern, die in Hamburg aufgeführt worden, anzufertigen, ein Plan, der später von Mattheson aufgegriffen und in allerdings etwas unvollständiger Weise verwirklicht wurde. Der betreffende Passus der Akten lautet:

Man hielt für was curieuses, wenn es möglich wäre ein vollständiges Register zu haben von allen Opern, die auf dem berühmten hamburgischen Theatro, von dessen Errichtung an bis zu jetziger Zeit aufgeführet worden; welches Verzeichnis nach Ordnung der Jahre müsste eingerichtet, und bei iedem Stück der Nahme des Poeten

und auch des Musici oder Componisten gesetzet, wie nicht weniger angedeutet werden, ob es eine Teutsche Erfindung, oder nur eine Übersetzung, und ob es wol oder übel rëussiret; welches alles gar kurtz geschehen könnte. Weil nun H. Fabricius, und insonderheit H König hierzu einen grossen Apparatum fourniren können, so hoffet man ehestens ein solches Verzeichnis in dem Stande zu sehen, dass es ein artiges Stück bey unsern Actis abgeben würde.

Also eine Geschichte der Hamburger Oper in kürzesten Zügen war das Bestreben und es ist zu bedauern, daß das Unternehmen nicht zum Abschluß gebracht worden ist. Wir besäßen dann vielleicht ein zuverlässiges und lückenloses Verzeichnis und würden auch in andrer Beziehung mancherlei Aufklärung erhalten, die wir anderweit vergeblich suchen.

Daß dieser Plan nach einigen guten Ansätzen im Sande verlief, ist wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß bereits im April 1716 König Hamburg verließ und somit auch bald die nähere Fühlung mit der Gesellschaft verlor. Diese bestand denn nur noch bis ins nächste Jahr und löste sich, nachdem auch noch Hübner ausgeschieden war, da das Interesse für die Sache allmählich erlosch, zu Beginn des Jahres 1717 auf.

Der Einfluß der Gesellschaft auf König war entschieden ein bedeutender. Besonders Richeys und Fabricius Streben nach Reinheit der Sprache und Glätte der Form bewirkten bei ihm jene schon oben angedeutete Abwendung von der lohensteinischen Schreibart zu einer gemäßigten und polierten Ausdrucksweise, wie seine Stellung als Hofpoet sie später verlangte.

Ein andres Moment war die stärkere Betonung des Inhalts: Man wolle tausendmal lieber den allerhärtesten Vers lesen, der nur was grosses sagte, als einen, der sich piquiren könnte, coulant zu seyn, aber dabey gemeine und leichte Gedanken führete.

Nicht mehr das Phrasengeklingel der Schlesier wollte man hören und lesen, anderseits verwahrte man sich aber auch gegen die Annahme des Weisischen Geschmackes, wie ihn vornehmlich Richey in die Gesellschaft einzubürgern suchte, wenn er den Satz aufstellte, dass man, ratione accentus, im Verse durchaus nicht anders reden müsste, als in prosa: denn, nebst einer unverworfenen Construction, wäre dieses das einzige, wodurch ein Vers den Ruhm erhielte, dass er coulant sei; dahingegen wenn der Gedanke auch noch so hoch und schön, der natürlichen Quantität der Sylben aber Gewalt geschehe, so mögte man es kehren und wenden, wie man wolle, es würde doch ein harter Vers seyn und heissen.

Indem man sich gegen diese in ihrem ersten Teile wenigstens recht prosaische Auffassung erklärte und die Betonung derartiger Äußerlichkeiten gegenüber einer innerlichen Schönheit für unzulässig erklärte, stellte man sich auf einen vermittelnden Standpunkt, den König, in der Theorie wenigstens, sein ganzes Leben hindurch beibehalten hat. Praktisch freilich ging es ihm, wie so vielen anderen, denen wirkliche poetische Begabung mangelt, er wollte große Gedanken bringen, da er sie aber verstandesmäßig ausklügelte, so blieben sie kalt und matt, ein Fehler, den wir mit seinen Gegnern anerkennen müssen, obwohl seine, dem Weisischen Geschmack huldigenden Freunde ihm gerade dies zum Verdienst anrechneten. Es ist ein Grundprinzip, welches sich beinahe in allen seinen Dichtungen nachweisen läßt, am schärfsten in seinem Heldengedicht August im Lager, welches hauptsächlich bewirkt hat, ihm den Ruf eines unerträglichen Reimschmieds einzutragen. —

Unter Nr. XXXVIII enthält das Journal der teutschübenden Gesellschaft die oben bereits erwähnte Rezension der allerersten auf dem Hamburger Schauplatze aufgeführten Opera, genannt der erschaffene, gefallene und wiederaufgerichtete Mensch oder Adam und Eva.

Im Anschluß an jene von ihm ausgegangene Anregung betreffs einer Operngeschichte Hamburgs hatte König diese Rezension der 1678 zur Aufführung gelangten ersten Oper unternommen. Es sollte gewissermaßen die Einleitung zu der großen Arbeit, die man plante, darstellen und aus diesem Grunde finden wir manche theoretische, wie praktische Bemerkungen darin, die in einer allgemeinen Operngeschichte wohl zu berücksichtigen wären.

Seit dem Jahre 1678 hatte Hamburg eine stehende Bühne, welche am 2. Januar dieses Jahres mit dem obengenannten Singspiel Adam und Eva von Richter, Musik von Kapellmeister Joh. Theile, eröffnet wurde.

Hören wir, was König in seiner Rezension darüber zu sagen weiß. Poesie und Musik seien von der heutigen so verschieden, als eine Leyer von einer Laute. Es mangle jede Intrigue, Allegorien, welche jetzt für pedantisch gehalten würden, füllten das ganze Stück. Es fehle noch an Veränderungen, die Handlung sei zu einfach. Im Rezitativ sei die Anwendung verschiedener Metra sehr unrichtig, man benutze jetzt nur noch das jambische. Die Arien endlich seien zu lang, sodaß dieselben unmöglich da capo gesungen werden könnten, was in den modernen Opern allerdings durchgängig, wohl infolge des Einflusses der galanten Lyrik, der Fall war.

Der Mangel an Intrigue, den König an diesen ältern Stücken zu tadeln weiß, lag in der Wahl der Stoffe, welche anfänglich zumeist aus der biblischen Legende entnommen wurden. Es geschah dies aus Rücksicht auf die argwöhnische Geistlichkeit, welche dem Theater überhaupt und dieser neuaufkommenden Gattung insbesondere ziemlich ablehnend gegenüberstand. Diese Abneigung der Geistlichkeit führte denn auch schon nach wenigen Jahren zum offnen Kampf für und gegen die Oper. Im Singspiel Kara Mustapha von Bostel war eine Verteidigung der weltlichen Stoffe erschienen, welche das Zeichen zum allgemeinen Streit gab. Pastor Anton Reiser

antwortete darauf mit seiner Theatromania oder die Werke der Finsternis. Gegen ihn erschien im selben Jahre, 1682, Magister Rauchs Theatrophania und allmählich teilte sich ganz Hamburg in 2 feindliche Lager, welche selbst durch eingeholte Gutachten der theologischen und juristischen Fakultäten zu Rostock und Wittenberg, die sich für die Oper aussprachen, nicht versöhnt werden konnten. 1688 erschien die Verteidigungsschrift Pastor Ilmenhorsts, der selbst bei der Abfassung mehrerer Stücke, natürlich nur biblischen Inhalts, beteiligt gewesen. Sie trug den Titel Dramatologia antiquo-hodierna: Das ist Bericht von denen Opernspielen und erklärte, die Gründe, welche die Väter veranlaßt hätten, die Schauspiele zu verwerfen, seien nicht mehr maßgebend, denn die neue Gattung richte sich keineswegs gegen das Christentum und seine Lehren. Eine Oper ist ein Singspiel auf dem Schauplatz vorgestellt, mit ehrbaren Zurüstungen und anständigen Sitten, zu geziemender Ergötzlichkeit der Gemüther, Ausübung der Poesie und Fortsetzung der Musik. Dieses Ableugnen jedes theologischen Interesses trug denn mit der Zeit seine Früchte. Was allerdings die Behauptung anlangt, daß die Oper die Sitten bessern helfe, die Theaterbesucher tugendhaft mache, indem sie die Gerechtigkeit der Geschicke lehre, welche das Gute belohnen und das Schlechte bestrafen, so darf man mit Recht an ihrer Wahrheit zweifeln, wenn man die Texte selbst ansieht. Einen höheren Zweck, als das Publikum zu unterhalten und vornehmlich seine Lachlust zu erregen und sein mit den Jahren immer größer werdendes Bedürfnis nach Glanz und Prunk zu befriedigen, kannten weder die ältern noch die jüngern Dichter und dieser Mangel an innerm Gehalt trug denn auch wesentlich zu dem raschen und gänzlichen Verfall in den zwanziger Jahren bei. Die Stoffe waren erschöpft, das Publikum wollte neues sehen, so kam man dazu, immer mehr fremde Bestandteile herzuzuholen und die Pracht der Ausstattung stieg ins Unglaubliche. So kam es denn schließlich, aus innern und äußern Gründen,

zu einem gänzlichen Niedergang der einst so gefeierten Gattung und mit dem Jahre 1728 war die eigentliche Blütezeit vorbei. Endgiltig sank die Oper allerdings erst mit dem Jahre 1740 ins Grab, aber die letzten zwölf Jahre waren doch weiter nichts als ein elendes Siechtum und wohl kaum ein Mensch bedauerte das Absterben dieser verderbten Gattung.

In der ganzen Zeit wurden 253 Stücke neu aufgeführt. Bis zum Jahre 1692 behielten die biblischen Stoffe die Oberhand, die Musik war noch völlig Nebensache, man kannte nur das Rezitativ und liedartige Gesänge, eigentliche Arien gab es noch nicht. Allmählich brach sich eine neue Richtung Bahn, die heroische, und fand allgemeinen Beifall. Zahlreiche Federn waren bemüht, der Bühne immer neue Stoffe zuzuführen, man wandte der Musik eine größere Aufmerksamkeit zu als bisher und bald erreichte die Oper ihre Blütezeit, welche etwa 2 Dezennien anhielt. Die bekanntesten Librettisten dieser Zeit waren Postel, Feind, von Bostel und, einzig in seiner Art, sie alle weit überragend, Bressand.

Die Musik war zunächst eine rein deutsche gewesen, die Italiener kannte man gar nicht, von den Franzosen nahm man nur wenig an. Mit dem Jahre 1693 änderte sich dies Verhältnis. Damals übernahm Joh. Sigismund Kuffer das Theater, ein Anhänger der italienischen Oper, welche er unter großen Schwierigkeiten in Hamburg einbürgerte. Er ließ die Opern des hannöverischen Kapellmeisters Steffani hier aufführen und wurde darin thätig unterstützt durch den tüchtigen Komponisten und Musikkritiker Mattheson, dem wir zahlreiche wertvolle Nachrichten über diese Vorgänge verdanken. Zum völligen Siege gelangte die italienische Richtung im Jahre 1696, mit dem Auftreten Reinhardt Keisers, des fruchtbarsten Opernkomponisten, der wohl je existiert hat. Durch ihn gestützt, behauptete sich die neue Richtung etwa 20 Jahre und erst als in Telemann eine neue Kraft auf dem Platze erschien, änderte sich nochmals der allgemeine Stil der Oper zu Gunsten der früher wenig beachteten französischen

Vorbilder. War bisher Scarlatti Muster, so trat jetzt der berühmte Lully an seine Stelle.

Doch die Blüte war vorüber und selbst diese Schwenkung, ausgeführt und geleitet durch eine Kraft wie Telemann, konnte den hereinbrechenden Verfall nicht lange aufhalten. Zum großen Teil war daran Schuld der ins unermeßliche gestiegene Pomp der Aufführungen. Keisers glänzende Kompositionen hatten die Menge verwöhnt und diesen stetig ärger werdenden Übelstand ins Leben gerufen. Nach seinem Weggange war man nicht mehr im Stande, diesen gesteigerten Anforderungen auch nur äußerlich nachzukommen, das Interesse des Publikums begann sich zu verlieren und um es wieder zu fesseln, griff man zu Mitteln, deren Anwendung nur geeignet war, den völligen Verfall des seiner eigentlichen Bestimmung längst untreu gewordenen Singspiels zu beschleunigen. Man verzichtete auf feine und künstlerische Ausführung des Ganzen und begnügte sich damit, die Arien, als die hervorragendsten Glieder, besonders herauszuputzen, bis man endlich so weit ging, innerhalb der deutschen Stücke italienische Kompositionen einzulegen, mit italienischem Text, wodurch der innere Zusammenhang natürlich gänzlich verloren ging.

Aber nicht minder lag die Schuld dieses Verfalls an den Textdichtern. Was von einem Opernlibretto verlangt wurde, sagt uns Königs Vorrede zu seinen theatralischen Gedichten von 1713: Und wann ein Schauspiel die stärkste und schwerste Sache in der Poesie . . . ., so kan man eine Opera füglich das Meisterstück der Dicht-Kunst nennen. Indem wir daselbst neben den schönsten und zierlichsten Figuren der Redekunst, allerhand Sittenlehren, Lobeserhebungen, heroische Unternehmungen, Briefe, Liebes-Erklärungen, verweise, fröhliche und klägliche Erzählungen, Gleichnisse, Spruch-Reden, mancherley Beschreibungen, Klagen, Belohnungen der Tugend, Bestraffungen der Laster und hundert andre Materien von allen und jeden menschlichen Zufällen finden. Welches jedoch, in Betrachtung

des folgenden, noch etwas leichtes, da der Poete die Kennzeichen einer jeden Gemühts-Bewegung mit so nachdrücklichen Worten abzubilden suchen muss, als es die Eigenschaft selbiger Passion erfordert, da er auf die eingeschränkte Zeit einer theatralischen Vorstellung, auf die Beybehaltung oder wenigstens wahrscheinliche Erdichtung aller Umstände, auf eine geschickte Eintheilung der Abhandlungen und Auftritte; auf das Decorum um die absurda Comica zu vermeiden, auf die Gebräuche des Alterthums bey allen vorkommenden Gelegenheiten, als: Verlöbnissen, Friedensverträgen, Leichbegängnissen, Opfer-Ceremonien u. dgl. und endlich bey dem Beschluss auf eine angenehme und unverhofte Auflösung der eingeführten Verwirrung zu dencken: welches alles eine Opera mit andren Buss- oder Trauer-Spielen gemein, dieses aber noch darüber hat, dass der Erfinder sich um die Veränderungen und Auszierungen des Schauplatzes, prächtige Aufzüge, Illuminationen, allerley Machinen, Einführungen wohlausgesonnener Täntze, und bey Geburths-Tagen, Crönungen, Vermählungen und anderen Ehren-Festen hoher Häupter, um eine ungezwungene Zueignung und Verknüpfung des Prologi und Epilogi mit dem Inhalt der Opera selbst, zu bekümmern. Vornehmlich aber wird ein verständiger Verfasser neben den Reglen der Schaubühne, auch sein Absehn auf die Music haben, da man den Componisten in der Abwechslung sowohl des metri, als des Inhalts der Arien, Anlass zu einer galanten, affectuösen, oder sonst einer sonderbahren Invention, und hin und wieder Gelegenheit zu gantzen vollstimmigen Chören geben muss. Wobey überdies die Geschicklichkeit eines jeden Acteurs genau zu erforschen, um ihm solche Affekten zuzueignen, die er am glücklichsten herauszubringen vermögend, da dan die sogenannte stumme Actionen die schwerste, aber auch die allerschönste sind; Und wer sich nur die Mühe nehmen will, eine Opera zu schreiben, wird wegen des Componisten,

der Acteur, der Arbeits-Leuthe und der Aufführung selbst noch unzähliche Schwürigkeiten finden, die er sich zuvor nimmermehr vorgestellt.

Es wurde demnach allerdings viel von einem Librettisten verlangt und die Musik blieb fast immer für diese Leute in zweiter Linie. Der Grundzug der Oper sollte moralisch sein, Bestrafung der Schlechten, Belohnung der Guten; das Decorum sollte gewahrt werden, die Handlung sollte wahrscheinlich sein, zum Schluß sollte unvermutet die Lösung der Verwirrung eintreten. Nirgends aber findet sich die Forderung, daß die Oper dramatisch sein solle, wie sie es denn auch nie, ausgenommen vielleicht bei Bressand, gewesen ist. Großes Gewicht wird dagegen auf prächtige Aufzüge gelegt, auf Machinen und Täntze, denn diese hauptsächlich waren ja geeignet, die Schaulust des Volkes zu befriedigen, wenn auch auf Kosten der dramatischen Einheit. Und nun gar der Nachsatz, daß man bei Geburtstagen ꝛc. darauf sehen müsse, eine Zueignung ungezwungen in Prolog und Epilog mit dem Stück selbst zu verbinden! Was daraus entstehen mußte, kann man sich denken, jedenfalls alles andre als ein Kunstwerk! Bei Betrachtung der einzelnen Opern Königs werden wir Gelegenheit haben, nachzuprüfen, inwieweit er selbst diesen Anforderungen genügt hat, die er hier aufstellt, und werden so ziemlich alles wiederfinden, was hier theoretisch verlangt wird. Und doch war König noch einer der besten! In seinen Ansichten war er abhängig von Postel und Feind, seinen beiden Vorgängern auf diesem Gebiete, aus deren Stücken er hauptsächlich Belehrung zog. An die Musik hatten in ihren Werken weder diese zwei, noch die andern unbedeutenderen Vertreter dieser Richtung je ernstlich gedacht, denn sonst hätten sie unmöglich Dinge zu Papier bringen können, die einer musikalischen Bearbeitung schlechthin unzugänglich sind. Mit Vorliebe entnahm man, nachdem die biblischen Stücke zu langweilig geworden waren, die Stoffe der Mythologie, da man hier am ehesten Gelegenheit fand, seiner Phantasie und der Kunst,

neue Knalleffekte zu finden, die Zügel schießen zu lassen. Liebesgeschichten aller Art, Mord und Totschlag, Leidenschaft und ergebene Tugend, alles ging bunt durcheinander, man gefiel sich möglichst in Extremen und neben dem erhabenen Pathos durfte der volkstümliche Ton nicht fehlen. Die lustige Person spielte demgemäß in allen Stücken eine große Rolle und wie sehr das Publikum den Dichter in dieser Hinsicht tyrannisierte, zeigt der Umstand, daß König ebenso wie Postel, prinzipiell Gegner dieser Hanswurstiaden, es dennoch nicht wagten, dieselben ein für alle Mal aus ihren Stücken zu entfernen. Der volkstümliche Witz war aber keineswegs das, was wir gewöhnlich darunter verstehen, kräftiger, gesunder Humor, es war vielmehr kaum etwas anderes, als die gewöhnlichste Zote, bald in stärkerer, bald in schwächerer Färbung, welche die Lachlust des Publikums befriedigte. Dies sowie die Herübernahme fremdländischer Erzeugnisse ließ die Oper, nachdem sie eine Zeitlang sich auf der Höhe gehalten, trotz aller Gegenbemühungen ihrer Freunde, rasch und unaufhaltsam dem Grabe zusinken, immer mehr artete sie aus, von Handlung war nichts mehr zu finden, burleske Szenen wechselten mit prächtigen Aufzügen, Tänzen, Verwandlungen aller Art, ohne inneren Zusammenhang, rein äußerlich des Effektes wegen nebeneinander gereiht; die Oper sank zum rohesten Schau- und Spektakelstück herab, ein besseres Talent, wie Bressand, der dramatischen Inhalt anstrebte, wurde überhört und so war es denn nicht zu verwundern, daß Leute mit einigermaßen gutem Geschmack sich von diesem Ärgernis abwendeten und es bekämpften. Seltsam mag es allerdings erscheinen, daß König, der Apostel des guten Geschmacks in Dresden, so zäh an dieser dahinsterbenden Gattung hing, aber einesteils lebte er fern von der Bühnenmisere Hamburgs, konnte dieselbe deshalb nicht so beurteilen, andererseits hegte er gerade für diesen Zweig, der ihm zum großen Teil seinen Namen verschafft hatte, eine Vorliebe, die ihn gegen viele Mängel blind machte und endlich mochte er glauben, daß

es ihm beschieden sei, eine Reorganisation der Operndichtung heraufzuführen, sie wieder auf das Niveau zu heben, auf welchem er sie gefunden hatte und auf welchem sie zu halten er stets mit Erfolg bemüht gewesen war. Denn in der That muß man anerkennen, daß er gerade in diesen Bestrebungen viel anerkennenswertes geleistet und sich hier bei weitem konsequenter gezeigt hat, als sonst in seinen Anschauungen und deren Verwirklichung. Seine Opern zeichnen sich aus durch korrekte und glatte Sprache, ein gewisses musikalisches Element liegt in den Arien, welche sich zur Komposition meist vorzüglich geeignet haben sollen, im allgemeinen waltet das moralische Prinzip bei ihm vor, Zweideutigkeiten finden sich verhältnismäßig selten und dem volkstümlichen Geschmack wird meist nur vorübergehend genügt, durch Einfügen kurzer burlesker Szenen. Daneben freilich auch bei ihm die nämlichen Fehler: wirres Durcheinander der Begebenheiten, keine Handlung, keine Charaktere; alles ist konventionell, nirgends frische und selbständige Erfindung. Und dann, erklärlich bei ihm, dem künftigen Hofdichter, eine Fülle von Aufzügen, Verwandlungen, Tänzen u. a., Maschinen aller Art kommen in verschwenderischer Menge zur Verwendung, auch bei ihm wird der äußere Effekt über innere Vorzüge gestellt und wenn auch seine Opern im Rahmen der ganzen damaligen Dichtung dieser Art eine höhere Stufe einnehmen, so bedeuten sie in der Entwickelung der deutschen Oper an sich nicht mehr, als alle Produkte seiner Gesinnungsgenossen und Kollegen.

Denn auch an andern Pflegstätten der Oper in Deutschland sah es nicht besser aus als in Hamburg. Überall herrschte der italienische Geschmack, überall liebte man die Vermischung deutscher Stücke mit fremden Bestandteilen, burleske und zotenreiche Szenen überwucherten hier wie dort und erstickten alle bessern Ansätze im Keime. Für den vorurteilsfrei Ausschauenden mußte die Oper für verloren gelten und von diesem Gesichtspunkte aus hatte auch Gottsched recht, welcher gerade zur Zeit ihres allmählichen Absterbens

auftrat, um dem gesamten Theaterwesen einen Weg aus dem Wust und der bodenlosen Verrohung zu den Höhen eines bessern Geschmacks zu zeigen. —

König fertigte während der Jahre 1710—1727 vierzehn, resp. fünfzehn Stücke, welche zum größten Teil in Hamburg ihre erste Aufführung erlebten[1]).

1. Die entdeckte Verstellung oder: die geheime Liebe der Diana. Musikalisches Schäferspiel. Aufgeführt im April 1712. Mit einer Widmung an die Gräfin Aurora von Königsmarck. Musik von Keiser.

Mit einigen Abkürzungen und dagegen eingeschalteten italienischen Arien wurde es im Jahre 1724 wieder aufgeführt mit dem Titel Der sich rächende Cupido.

Hamburger Operntexte Sammlung A VIII, 138.

In der Sammlung Richeys No. 146.

In der Vorrede bemerkt König, unter 130 Singspielen, welche in Hamburg seit 40 Jahren aufgeführt worden, seien über 30, welche der Mythologie angehörten. 3 davon seien ausgezeichnet, die übrigen so schlecht, daß das Publikum dergleichen Sachen überhaupt verabscheue. Er wolle es trotzdem noch einmal versuchen in Betrachtung, dass die Frantzosen ihre meisten Opern nur darum aus denen erdichteten Verwandlungen der Poeten genommen, weil sie Anlass zu vielen schönen Machinen und Veränderungen des Theatri geben.

Er verstand es denn auch, soviel wie möglich in das Stück hineinzubringen, in 10 Verwandlungen läßt er die

[1]) Die Texte finden sich, wenn auch nicht in vollständiger Zahl, in 2 Sammlungen:

1. In der Sammlung Hamburger Operntextbücher. 2 Teile A und B, auf der Hamburg. Stadtbibl.

2. In der von Richey angelegten Sammlung von Operntextbüchern auf der großherzogl. Bibl. zu Weimar. Die 3 ersten Opern sind abgedruckt in der Sammlung von Königs Gedichten 1713, die kgl. Bibl. zu Dresden besitzt in Einzeldrucken Heinrich den Vogler 1. Teil und Cadmus.

ziemlich dürftige Liebeshandlung — Endymion und Diana — sich abspielen und bietet daneben einen unglaublichen Apparat von Maschinen auf, um der Schaulust des Publikums in jeder Beziehung gerecht zu werden. Was alles hier geleistet wurde, mag das Verzeichnis der Maschinen erweisen:

Der fliegende Cupido.

Diana in einer hellgläntzenden Wolcken.

Eben diese auff ihrem güldnen Luft-wagen, gezogen von zween weissen Hirschen.

Alpheus und Arethusens Verwandlung und die Erscheinung der Flussgottheiten aus der Erde.

Aurillens Verwandlung in einen Baum.

Eine helle Machine, welche den himmlischen Pallast der Diana vorstellet, und den gantzen Tempel bedecket, in der Mitten öffnet sich der Mond, worinn Diana und Cupido sitzen.

Demselben Zwecke dienen zahlreiche Tänze der Jäger und Jagdnymphen, der Schäferinnen, Gärtner und Gärtnerinnen, der Amoretten, Najaden und Tritonen. Auch die komische Person fehlt nicht, vertreten durch Sylvano, den lustigen Jäger. Italienische Arien sind 12 eingelegt, wie denn das Stück in der Hauptverwirruug einem Italiener, dessen Namen König verschweigt, nachgebildet ist, von welchem auch die hin und wieder eingemengte Arien, bloss den Liebhabern zu gefallen, beybehalten. Ich komme auf diese Stelle noch zurück.

2. Die Oesterreichische Grossmuth, oder Carolus V. Auf das Höchsterfreulichste Krönungsfest des Aller-Durchlauchtigsten, Grossmächtigsten, unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Carolus VI., vorgestellt am Tage Caroli, Hamburg 1712. Musikalisches Schauspiel. Komposition von Keiser.

Hamburger Operntexte, Sammlung A VIII, 137, B V, 51.

In der Sammlung Richeys Nr. 145.

Das Stück ist ein Festspiel zu Ehren der Kaiserkrönung

Karls VI. und reiht sich als solches, wie noch verschiedene später zu nennende Opern eher Königs Hofdichtung an. Seiner Sucht nach prunkvollen Schaustellungen konnte der Dichter hier ungehindert die Zügel schießen lassen. Es behandelt das Werk die Gefangenschaft König Franz I. von Frankreich, wobei natürlich der Charakter Karls in glänzendem Lichte erscheint. Ein Epilog bringt die unvermeidliche Nutzanwendung auf Karl VI. In die historische Handlung, deren wirklichen Verlauf ein längeres Vorwort dem Leser genau beschreibt, sind natürlich zahlreiche Liebeshändel eingefügt, ohne welche es nicht abgehen durfte. In 3 Akten finden nicht weniger als 13 Verwandlungen statt und Szenen zwischen Alisto, einem Edelpagen der Margaretha, und Sybille, einer alten Bedienten, sind dazu bestimmt, der an starke Dosen gewöhnten Menge den schuldigen Tribut zu zollen. Italienische Einlagen kommen nicht vor, es fehlte bei diesem Stück ebenso wie bei dem andern, welches er aus der wirklichen Geschichte entnahm, Heinrich dem Vogler, jedenfalls an italienischen Mustern, denen er Einzelheiten entlehnen konnte, denn auch das letztere Werk ist frei von italienischen Einlagen. Sie sind offenbar die selbständigsten Produkte seiner Muse auf diesem Feld und zeichnen sich in der That durch größere Klarheit und Präcision der Handlung aus, leiden aber in erhöhtem Maße unter dem Streben Königs, durch äußere Effekte zu wirken, wodurch für den Leser der Eindruck wesentlich abgeschwächt wird, falls man bei diesen Dichtungen von einem solchen überhaupt reden will.

3. **Die wiederhergestellte Ruh, oder die gecrönte Tapferkeit des Haraclius. Auf das ungarische Krönungsfest Caroli VI. Aufgeführt im Juni 1712 zu Hamburg.** Musik von Keiser.

Hamburger Operntexte Sammlung A VIII, 139.

In der Sammlung Richeys Nr. 147.

Mit einer Widmung an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und Lüneburg.

Ebenfalls ein Festspiel zu Ehren Karls VI., wobei noch

als besonders bemerkenswert erwähnt wird, daß man den Stoff aus der Geschichte der griechischen Kaiser genommen habe, weil nach Deduktion Prof. Eckhardts in Helmstätt die Kaiserin von dem griechischen Kaiser Constantin Porphyrogenitus abstamme.

König bemerkt zu dem Stück: Die Opera Heraclius ist schon von Hallmann in ungebundner Rede und durch Ziegler in gebundener Rede aus dem Welschen ins Teutsche übertragen worden, weil aber beyde Übersetzungen zu keinem Singspiel taugen, auch eben dies Schauspiel, wie es vor etlichen Jahren unter dem Namen Phocas in Leipzig singend aufgeführt worden, die Kenner in Hamburg nicht sonderlich würde vergnügt haben, so liess mich der Wunsch einer vornehmen Dame zu einer gantz neuen Anfertigung aufmuntern.

Die darin eingeführte Gärtner-Witwe aber ist, wie andre lustige Personen in meinen Schauspielen, wider meine Neigung, und bloss denjenigen zu gefallen hinzugekommen, welche meynen, dass sie ihr Geld sehr übel angewendet, im Fall sie nicht etwas zu lachen gefunden.

Das Stück behandelt die Geschichte des vom Stallknecht bis zur kaiserlichen Würde emporgestiegenen Tyrannen Phokas, welcher den rechtmäßigen Kaiser Mauritius und dessen ganze Familie habe hinrichten lassen, um schließlich von Heraklius besiegt und getötet zu werden. Der Prolog verherrlicht Anton Ulrich, der Epilog diesen sowie das kaiserliche Paar. Es besteht das Werk aus 5 Handlungen mit 14 Verwandlungen. Im eigentlichen Stück treten 14 Personen auf, im Prolog 4, den Epilog singt unter Begleitung des Chors das Verhängnis. Unter den Tänzen findet sich einer aufgeführt von 2 Hinkenden, 2 Bucklichten und 2 alten Weibern, wie denn körperliche Gebrechen gern dargestellt wurden, um die Lachlust des Publikums zu erregen. Außerdem kommen neben Murmelia, der Gärtnerwitwe, als lustige Personen noch Idreno, der Vertraute des Phokas und die aus der italienischen Vorlage

entlehnten komischen Figuren Arlequin, Scaramutza und Polichinelli zur Verwendung, so daß dieses Stück, trotz Königs offen behaupteter Abneigung, eines der am stärksten mit derartigen burlesken Elementen durchsetzten ist.

Die 3 bisher behandelten Opern gab König im Jahre 1713 in der obenerwähnten Sammlung theatralischer Gedichte heraus. Die Vorrede bemerkt dazu: **Nunmehr wende ich mich zu dem, was dem geneigten Leser, zu keinem unentbehrlichen Unterricht, sondern bloss zur Belustigung von meiner Arbeit auf dem Titul versprochen. Da dann in den Theatralischen Gedichten, wegen der Italiänischen Arien, welche in der Opera Diana beybehalten, alle Liebhaber der Teutschen Sprache versichre, dass es mit meinem grossen Verdruss geschehen; Weil aber eine solche vermischte Schreibart dazumahlen in Hamburg schon als eine langhergebrachte Gewohnheit eingerissen, wusste ich im Anfange nicht zu hintertreiben, wie mich aber nach der Hand allezeit davor gehütet, so soll mich auch inskünftige nichts, als ein höhrer Befehl wieder dazu vermögen; Vermuthlich werde bald Gelegenheit haben, an einem andern Orte hiervon zu reden.**

Man darf, wenn man seine übrigen Opern durchsieht, ruhig behaupten, daß diese Worte nichts als Phrasen sind, denn gerade die folgenden Werke wimmeln teilweise von italienischen Bestandteilen und genau so verhält es sich mit seiner Abneigung gegen burleske Einschiebsel. Es lag ihm, dem 24jährigen, hauptsächlich daran, bekannt zu werden und zu diesem Zwecke war ihm jedes Mittel, welches sichern Erfolg versprach, recht, mochte es seinen innern Neigungen entsprechen oder nicht. Er beweist dadurch, wie wenig er eigentlichen Beruf für die Dichtkunst besaß, sie war ihm meist nur Geschäftssache.

Im allgemeinen kann man von diesen Opern sagen, daß sie sich in der Führung der Handlung nicht über das allgemeine Niveau erheben, die Sprache dagegen zeig. den

Arien, besonders der letztgenannten Oper, einen gewissen Schwung, wie wir ihn bei den zeitgenössischen Werken vergeblich suchen, er vermeidet dabei glücklich alle Auswüchse des lohensteinischen Geschmacks, ist dafür aber im Rezitativ, welches er in jambischen Versen hält, entsetzlich trivial und nüchtern. Seine Absicht aber, bekannt zu werden, erreichte er in der That, er erlangte schließlich auf das Hamburger Bühnenwesen einen Einfluß, der noch anhielt, als er selbst schon längst die Stadt verlassen hatte. Wie gering die Anforderungen waren, welche das Publikum in dichterischer Beziehung stellte, werden seine übrigen Opern zeigen.

4. L'inganno fedele oder der getreue Betrug. Heroisches Schäferspiel. Oktober 1714. Musik von Keiser.

Hamburger Operntexte, Sammlung A IX, 140, B V, 52, 53.

In Richeys Sammlung Nr. 148.

Im Prolog, welcher die Befreiung Hamburgs von der im Jahre 1713 wütenden Pest zum Thema hat, erscheint Apollo mit dem ganzen Apparat der Musen und Virtuosen des Parnaß, welche Szene natürlich Anlaß zu großer Prachtentfaltung gab. Der Inhalt ist nicht im mindesten verschieden von den massenhaften Produkten dieser Art. Entführungen, Verwechslung von Briefen und Personen, Eifersuchtsszenen, galante Abenteuer füllen das Stück, zum Schluß klärt sich alles auf und es bleiben 3 glückliche Paare. Italienische Arien sind 2 eingelegt, außerdem eine größere italienische Kantate. An burlesken Szenen fehlt es natürlich nicht.

5. Die gecrönte Tugend.* Musik von Keiser.

Hamburger Operntexte, Sammlung A IX, 141.

In Richeys Sammlung Nr. 149.

Aufgeführt am 15. November 1714 zur Krönung Georg Ludwigs, Königs von Großbritannien, Frankreich und Irland. Auf Verlangen des hiesigen Grossbritarnischen Residenten Herrn von Wich. Es ist nur eine Bearbeitung des vorhergehenden Stückes und zwar sind nur Prolog und Epilog

den Verhältnissen entsprechend umgeändert. An Stelle der mythologischen Personen sind christlich-allegorische Figuren getreten, der Aufwand äußrer Effekte ist bedeutend erhöht.

6. **Fredegunda. Musikalisches Schauspiel. Im Mertz-Monath 1715.** Musik von Keiser.

Hamburger Operntexte, Sammlung A IX, 143
XV, 223 (1723)
XVI, 231 (1724)
B VI, 70 (1727).

In Richeys Sammlung Nr. 151. Nach dieser wurde das Stück 1720, 1723 wiederholt, nach Schroeder[1]) 1723, 24 und 30 neu aufgelegt, während Gottsched im nötigen Vorrat, 4. Abschnitt, S. 285 ff. als letzte Auflage die vom Jahre 1727 nennt, welche bei Richey nicht enthalten sein kann, da dessen Sammlung nur bis 1726 reicht. Die Angabe Schröders für das Jahr 1730 dürfte damit wohl hinfällig sein, 1720 wurde es nur wiederholt, ohne neu aufgelegt zu werden.

Die generale Approbation, mit welcher meine letzte Opera, l'Inganno Fedele angenommen worden, hat mich aufgemuntert, abermahl ein solches Schau-Spiel auszuarbeiten, welches umso viel weniger fürchten darf zu missfallen, weil es schon in Italiänischer Sprache, worinn es zuerst geschrieben worden, bereits den Beyfall aller Verständigen erworben.

Nach Chrysander[2]) lag dem Stück Königs ein italienisches dreiaktiges **drama per musica Fredegonda,** aus dem Jahre 1712, zu Grunde. Die erste Übersetzung stamme aus Braunschweig — vielleicht von Schürmann. König habe Inhalt und Fortgang des Stückes fast ganz belassen und nur einige italienische Arien eingeklebt, wodurch er das Stück keineswegs verbessert habe. König dagegen behauptet in der Vorrede, er

[1]) Lexikon der Hamburg. Schriftsteller. Hamburg, 1858—64. Nr. 121—126.

[2]) Jahrbuch f. musik. Wissensch. 2, 262 ff. Geschichte der Braunschweig.-Wolfenbüttelschen Kapelle u. Oper.

habe das Stück nicht nur übersetzt, sondern hie und da, den theatralischen Regeln zu gefallen, anders fingiert, um nicht von dem rechten Zweck eines Schauspiels abzukommen, welcher allezeit dahin gehen soll, dass das Laster bestrafft, die Tugend aber belohnt werde.

Das Werk hat 5 Akte mit nur 8 Verwandlungen und ohne burleske Szenen, dafür aber 18 italienische Arien. Es behandelt die bekannte Geschichte der Geliebten des Frankenkönigs Chilperich, der berüchtigten Fredegunde. Es treten im ganzen singend nur 7 Personen auf.

7. Die römische Grossmuht oder Calpurnia. 1716. Musik von Kapellmeister Heinichen.

Hamburger Operntexte A IX, 147.

In Richeys Sammlung Nr. 155.

Das schwächste Stück Königs. Das italienische Vorbild, dessen Namen der Verfasser nicht angeben kann, weil er nur eine geschriebene Partitur dieser Oper kenne, ist sklavisch nachgeahmt, es finden sich nicht weniger als 49 italienische Arien darin, die Handlung ist schwach und undramatisch, da sie nach dem Rezepte, welches er selbst in der Fredegunda angibt, äußerst moralisch ausgefallen ist. Sie behandelt die Erzählung von Marius, der seine Tochter Calpurnia opfern wollte, um das Vaterland vor dem drohenden Einfall der Cimbern und Teutonen zu retten. Die Hauptsache bildet aber natürlich eine Reihe von Liebeshändeln und Intriguen gegen das edle Römerpaar, die sich zum Schluß alle in Wohlgefallen auflösen. Der Unteroffizier Poltrio vertritt die lustige Person, kommt aber wenig zur Geltung, doch ist bemerkenswert, daß hier König einen Schritt weiter ging und jenen eine plattdeutsche Arie singen ließ. Man sieht, seine Grundsätze haben ihn bei Abfassung dieses Stückes gänzlich im Stich gelassen.

8. Die durch Verachtung erlangte Gegenliebe oder Zoroaster. Auf dem Leipziger Schauplatze vorgestellt 1717.

In keiner Sammlung ist dieses Stück enthalten und nur Gottsched erwähnt es in seiner deutschen Schaubühne

Band V im Opernverzeichnis, so daß es mehr als zweifelhaft erscheint, ob dies Stück überhaupt König zum Verfasser hat.

Mit dem nächsten Stück verlassen wir Hamburg und es tritt von jetzt ab die braunschweigische Bühne in den Vordergrund.

9. Heinrich der Vogler, Herzog zu Braunschweig. Singspiel 1718. Musik von verschiedenen Komponisten (Schröder).

Hamburger Operntexte A X, 162 (1719)
B IX, 106 (1735)
XIV, 209 (O. J.).

In Richeys Sammlung Nr. 162.

Ein Vorbericht von 11 Seiten giebt mit staunenswerter Genauigkeit die Geschichte Heinrichs I., sogar zahlreiche Quellenangaben finden sich und zum Schluß bemerkt König, es sei nicht leicht gewesen so viele anachronismos oder wider die Zeit-Rechnung streitende Dinge durch eine geschickte Fiction so wohl zu verbinden, dass es dem Leser oder Zuschauer nicht unwahrscheinlich vorkommen muss, als ob alles in einer so kurtzen Zeit geschehen, als zu einem Schauspiel anzuwenden erlaubt ist. Er habe fast alle Merkwürdigkeiten aus Heinrichs Leben hinein verflochten oder zum mindesten angedeutet. Wie wenig er selbst aus eigner Kraft hinzugethan, kann man aus diesen Worten entnehmen. Es herrscht hier schon derselbe Grundsatz, wie in seinem Heldengedicht August im Lager; das Bestreben möglichst sich an die Thatsachen zu halten, nichts frei zu erfinden, das angeblich poetische in einigen Episoden anzuflicken. Dieser letztern Anforderung entspricht er in äußerlichster Weise hier durch Einführung allegorischer Figuren, der Vorsehung, der Historie, der Wahrheit und des guten Gerüchtes.

Wie schon oben erwähnt, ließ König in diesem Stück, welches keine italienischen Arien enthält, seiner Sucht nach Darstellung prunkvoller Aufzüge die Zügel schießen, die Zahl der Verwandlungen beträgt 11, die der Maschinen und Flugwerke 14. Da er hier für einen Hof dichtete, verwendete er

gerade auf diese äußerliche Seite noch mehr Mühe als sonst, doch ließ er auch das komische Element nicht fort, dasselbe ist vertreten durch Rudel, den Bruder der Adelheid, die aber später als Schwester Heinrichs erkannt wird. Auch hier findet sich wieder ein Lied in plattdeutschem Dialekt.

Nach Chrysander fand die erste Aufführung im Sommer 1718 in Braunschweig statt, in Hamburg wurde das Stück erst 1719 gegeben, woraus sich die Angabe der Hamburger Operntexte und Richeys erklären. In Braunschweig habe vermutlich Schürmann das Werk komponiert. Man finde hier so ziemlich das schlechteste der italienischen Operntexte nachgeahmt. Ich kann mich dem nicht unbedingt anschließen, zumal eine italienische Vorlage garnicht vorhanden war. Handlung ist natürlich auch hier nur wenig zu finden, aber die Sprache zeigt einen weitern Fortschritt zum rythmischen, die Arien sind sprachlich und inhaltlich entschieden besser, als in den früheren Opern.

10. Die getreue Alceste. In einer Opera auf dem Hamburger Theater vorgestellet. 1719. Musik von Kapellmeister Schürmann.

Hamburger Operntexte A XV; B V, 59.

In Richeys Sammlung Nr. 163.

Das Stück enthält in 3 Akten 9 Verwandlungen und 15 italienische Arien.

Chrysander sagt dazu: In der Wintermesse wurde das Stück in Braunschweig aufgeführt. In der Vorrede bemerkt König: Er habe den ursprünglich französischen Text dem italienischen Geschmack genähert, weil das immer die beste Wirkung thue und wer seine Bearbeitung mit der alten Hamburger vergleichen wolle, werde ihm nur einen Gefallen thun. Diese alte Oper war eine Übersetzung der 1674 in Paris aufgeführten Oper Quinaults, Musik von Lully, vom Jahre 1680. Er findet die Sprache schlechter, die Handlung noch mehr verflacht. Die italienischen Arien seien erst in Hamburg eingelegt worden.

Etwas anders lautet das Urteil Wielands im teutschen Merkur von 1773, dem ich weit eher beipflichten möchte, als den Worten Chrysanders.

Über einige ältre teutsche Singspiele, welche den Namen Alceste führen. Unter III bespricht er Königs Werk. Dieser habe soviel an Quinaults Werke geändert, daß er es mit Fug für das seinige ausgeben könne. Die Würde des Sujets sei besser in Acht genommen. Die komischen Szenen seien weggelassen, da diese bei Quinault schon als störend empfunden würden. Es stimmt dies nicht ganz, da in der Szene, wo Herkules den Eingang zur Unterwelt erzwingt, Charon als komische Figur auftritt, doch finden sich sonst allerdings keine derartigen Szenen weiter. Anderseits habe König durch die sogenannte Vereinigung des italienischen und französischen Geschmacks sein Stück noch unnatürlicher und ungereimter gemacht, als der Franzose. Wieland meint hier vermutlich die italienischen Arien, welche allerdings jede Handlung zerreißen und stören mußten. Poesie, Sprache, Rezitation und Arien seien merklich besser, als in den vorher besprochenen Stücken. Das Rezitativ sei durch die Beibehaltung des Reims schleppend und schwerfällig, die Arien aber schön und singbar. Dies letztere stimmt, in keiner andern Oper hat König den Höhepunkt wieder erreicht, den er hier einnimmt. Was das Rezitativ anlangt, so wurde es damals überhaupt stark vernachlässigt, so daß diese Partien gerade häufig den Komponisten die größten Schwierigkeiten bereiteten.

11. **Rhea Sylvia.** Singspiel 1720. Musik von Hoffmann (Schröder). Nur Gottsched, nötiger Vorrat, Abschnitt 4 nennt König als Dichter, die großen Sammlungen kennen keinen Verfasser, ebensowenig Mattheson.[1]) Chrysander setzt das Stück ins Jahr 1723. Es sei die Übersetzung eines italienischen Stückes. Doch ist kaum anzunehmen, daß König der Verfasser ist.

---

[1]) Musikal. Patriot 1728. S. 190.

12. **Heinrich der Vogler. 2. Teil. 1721.** Musik von Schürmann. In der Wintermesse in Braunschweig aufgeführt. Das Werk kam jedenfalls nicht nach Hamburg, denn in den Sammlungen ist es nicht enthalten.

Chrysander spricht nur von dem Vorwort, welches allerdings geeignet ist, Bedenken zu erregen. König stellt sich hierin Corneille und Moliere an die Seite, eine Überschätzung seiner Fähigkeiten, über welche man nur mitleidig lächeln kann, ohne gegen den gerade damals am Ziele langjähriger Wünsche angelangten Dichter in zornige Erregung zu geraten, wie Chrysander. König behauptet, er habe in den beiden Teilen des Vogelstellers ein Bild der Hochzeitsfeierlichkeiten zu Dresden im Jahre 1720 geben wollen und glaubt, niemals sei eine derartige Begebenheit besser dargestellt worden. Daß er allerdings der geeignetste Mann war, eine derartige wichtige Begebenheit zu beschreiben, glauben wir, es wirft aber dies Geständnis ein eigentümliches Licht, nicht auf den Charakter, sondern auf die poetischen Anschauungen dieses Mannes, der in seinem Eigendünkel glaubte, der Führer der deutschen Oper zu sein, während er doch, bei allen guten Seiten, fast ausschließlich nur ein Nachbeter war, der, mit mehr Geschick und sprachlich größerer Gewandtheit begabt, doch nur die alten längst ausgefahrenen Geleise dahinzog.

13. **Der gedultige Socrates. Musikalisches Lustspiel. Hamburg 1721.** Musik vom Kapellmeister Telemann.

Hamburger Operntexte A X, 166 (1721)
XIX, 276 (1730)

In Richeys Sammlung Nr. 173

Es ist das einzige Lustspiel Königs, welches er für musikalische Bearbeitung schrieb, Witz ist ziemlich wenig darin, wenn man nicht die derbe Situationskomik, die daraus entspringt, daß die beiden Frauen des Sokrates, Amitta und Xantippe, auf einander eifersüchtig sind und in fortwährendem Streite miteinander leben, als witzig bezeichnen will. Im allgemeinen herrscht durch das ganze Stück derselbe Ton; den

König sonst nur in den komischen Szenen seiner Opern anzuschlagen pflegt, er ließ sich einmal gehen, daß aber diese neue Seite seiner Wirksamkeit eine bessere und interessantere sei, kann man nicht sagen. Das Stück ist vielmehr eines der schwächsten und langweiligsten, welches König je verfaßt hat und die 19 italienischen Arien, die er darin angebracht hat, vermögen das Interesse am Stoff nicht zu erhöhen. In drei Akten kommen neun Verwandlungen vor, doch hat er hier im allgemeinen seiner Neigung zum Prunkvollen einen Zaum angelegt.

14. **Cadmus. Musikalisches Schauspiel. Auf dem Hamburger Schauplatze dargestellt** 1725. Musik von Joh. Paul Kunz.

Hamburger Operntexte A XVII, 245.

In Richeys Sammlung Nr. 199.

König giebt an, es sei eine Arbeit von drei Wochen gewesen, den Stoff entnahm er aus dem dritten und vierten Buch der Metamorphosen, wobei er die Erzählungen von Pentheus und Athamas und Ino mit hinein verwebte. Nach Chrysander ist das Werk schon 1720 verfaßt, was aber jedenfalls falsch ist, da sich nirgends eine dahinzielende Notiz findet. Die Quelle sei unbekannt, jedenfalls ein italienisches Stück, da König sich ausdrücklich dagegen verwahre, es aus dem Französischen abgeschrieben zu haben.

Es ist wieder ganz ein Stück der alten Art. Eine große Menge von Personen, von dramatischem Aufbau keine Spur, prachtvolle Aufzüge wechseln mit Göttererscheinungen aller Art, 15 Maschinen und Flugwerke kommen in Thätigkeit, dazu zahlreiche Ballets, wie noch in keinem Stück vorher. In der zweiten Handlung wird ein Schauspiel eingeschaltet, um die Thaten des Cadmus zu schildern, welcher in dem eigentlichen Stück eine höchst untergeordnete und klägliche Rolle spielt.

Wenn man bedenkt, daß zwischen dieser und der nächstfolgenden Oper Sancio nur ein Zeitraum von 2 Jahren

liegt, so wird man den Worten Königs kaum Glauben schenken dürfen, daß er in seiner Oper Sancio etwas ganz besonderes geliefert habe, woraus selbst Gottsched ersehen habe, daß man regelmäßige Tragödien auch als Opern dichten könne.

Und in der That unterscheidet sich dieses letzte größre Singspiel nicht im geringsten von den vorhergehenden. Höchstens darin könnte man einen Fortschritt erblicken, daß der einheitliche Ton hier nicht, wie sonst fast durchgängig, durch burleske Szenen gestört wird, ein Umstand, dem er wohl hauptsächlich den Beifall Gottscheds zu denken hatte. Ein tieferer Gehalt liegt jedenfalls in diesem Werke ebensowenig, wie in den bisher besprochenen.

13. **Sancio oder die siegende Grossmuth. Singspiel 1725. Aus dem Italienischen des Abtes Franc. Silvani.** Musik von Telemann.

Hamburger Operntexte, Sammlung A XVIII, 266.

Die Anzahl der handelnden Personen beträgt diesmal nur sieben; daneben kommen freilich noch neun allegorische Erscheinungen zur Verwendung, welche zur Belebung der Handlung dienen sollen, ohne diesen Zweck zu erreichen. Die Anzahl der Verwandlungen beträgt elf, italienische Arien kommen nicht vor. Der Vorwurf des Stückes stammt aus dem spanischen und bringt in veränderter Fassung das alte Genovevamotiv zur Darstellung, natürlich mit den üblichen Ausschmückungen und Vergröberungen der damaligen Operndichtung.

König war zu seiner Zeit als Operndichter sehr beliebt. Mehrere seine Werke erlebten verschiedene Auflagen. Woran lag das? Es ist vornehmlich ein Grund anzuführen. Neben der oft erwähnten Neigung Königs, prächtige Schaustücke zu liefern, war es sein mit den Jahren immer stärker werdendes Bestreben nach Reinheit der Sprache und Glätte der Form, welches ihn für die Operndichtung als besonders befähigt erscheinen ließ. Es lag ihm daran, sangbare Stücke zu liefern, deren Komposition nicht mit so großen Schwierigkeiten ver-

knüpft war, wie dies gemeiniglich in Folge der entsetzlichen Leere und Trivialität der Stoffe in dieser Periode der Fall war. Was hat Keiser, der begabteste unter den zeitgenössischen Consetzern, nicht alles komponieren müssen! Kein Wunder, daß das bessere Publikum, daß namentlich die Musiker mit Freuden einen Mann begrüßten, der zwischen Lohensteinischer Verstiegenheit und der nüchternen Alltäglichkeit der Hamburger Durchschnittspoeten es unternahm, den stoffbegierigen Komponisten Texte zu liefern, an denen sie wieder einmal ihre Kunst zeigen konnten? Daß im allgemeinen innerlich, im dramatischen Gefüge sich seine Texte nur wenig von denen andrer Dichter unterschieden, was kümmerte sie das?

Für uns freilich genügt diese Eigenschaft nicht, ihm einen Namen als Operndichter zu verschaffen, den er im Grunde auch gar nicht verdient. Denn neben diesen Vorzügen finden sich doch Mängel, welche fast für alle seine Stücke verhängnisvoll gewesen sind. Überall dies Anklammern an Vorbilder, und zwar nicht gerade an die besten, überall dies charakterlose Nachgeben gegenüber den Forderungen des Volkes, nirgends Freiheit, Selbständigkeit und eignes Schaffen. Wo er keine Vorbilder hat, da hält er sich ängstlich an die überlieferten Thatsachen, nur ja keine freie Erfindung, überall bedarf er der Stützen und des Gängelbandes der historischen Wirklichkeit.

Wenn Schütze[1]) behauptet, König sei, nach schriftlichen Äußerungen seinerseits, später ins Lager der Franzosen übergegangen, wohl in Folge seines sonstigen Wechsels der Ansichten, der ihm die italienische Art in der Oper ebenso verwerflich erscheinen ließ, wie im Epos und in der Lyrik, so möchte ich dem widersprechen, da das obenangeführte Material, glaube ich, zur Genüge beweist, daß dem nicht so ist, daß er vielmehr, mit Ausnahme der Alceste, die dem französischen entnommen ist, bis zuletzt an der italienischen Richtung fest-

[1]) Hamburger Theatergeschichte. Hamburg und Leipzig 1794.

gehalten hat. Es scheint vielmehr, daß König, der theoretisch seit Beginn der 20er Jahre auf Seite der Franzosen stand, praktisch wie er war, die beliebte und gewinnbringende italienische Manier nicht fassen lallen wollte, weshalb er es mit allerhand Kompromissen versuchte, um durch Vereinigung italienischer und französischer Schreibart den so lange in der Theorie gepredigten guten Geschmack in die Wirklichkeit zu übertragen.

Wie er sich einer einfachen und natürlichen Sprache bediente, so suchte er sich auch von einer andern Unsitte — nach damaliger Auffassung — allmählich frei zu machen, von den Fesseln des Reimes. In kleinen Stücken, schreibt er in dem zu Beginn dieses Kapitels angeführten Briefe an Bodmer, möchten die Reimen immer mit fortlauffen, aber in Schauspielen und grossen Heldengedichten halte ich sie für weniger nothwendig, daher ich mir schon längst vorgesetzt, einmal ein gantzes Singspiel, und darin nichts als Arien gereimt; hingegen das ganze Recitativ nach dem Beyspiel der Italiäner, als der ersten Erfinder der Oper, reimfrey zu setzen. Ob er diese Absicht zur Ausführung gebracht hat, weiß ich nicht, doch glaube ich kaum, daß er es je gewagt hat, schrieb er doch auch sein großes Heldengedicht, der alten Sitte getreu, in Reimen. Im übrigen zeigen diese Zeilen nur erneut seine Abhängigkeit von den Italienern.

Wie hoch er selbst gerade diese Seite seines Schaffens schätzte, haben wir bei der Besprechung seines Verhältnisses zu Gottsched gesehen. Freilich, dieser hatte Recht und König mußte es noch erleben, daß die von ihm so hochgeachtete und leidenschaftlich verteidigte Gattung rettungslos dem Untergang verfiel. 1737 schloß man das Opernhaus, alle spätern Versuche, es wieder aufzuthun, verliefen im Sande. An seiner innern Lebensunfähigkeit ging diese Mißgeburt zu Grunde, deren Leben König, wie nur wenige mit ihm, in lobenswertem Streben, aber ohne dauernden Erfolg jahrelang durch Zufuhr fremder Elemente zu erhalten und neu zu erwecken

versuchte. Hätte er aus eigner Tiefe geschöpft, vielleicht hätte er zu helfen vermocht, denn er wurde mehr gehört, als Bressand, der nach dieser Richtung hin in Braunschweig thätig war, ohne doch auch hier dauernd Erfolg zu haben. Königs Streben wird immer lobenswert bleiben, wenn schon er nur wenig Selbständigkeit bewies, seine Ausdauer verdient Anerkennung, wenn auch billig zu bezweifeln ist, ob seine Bemühungen für die Entwicklung dieser Litteraturgattung im allgemeinen von Wirkung gewesen sind.

Kapitel III.

Dresden.

Nachdem wir uns schon durch die Operndichtung Königs genötigt sahen, über den Rahmen des zweiten Kapitels hinaus die Dresdner Jahre flüchtig zu berühren, wenden wir uns nunmehr diesem zweiten Abschnitte seiner litterarischen Wirksamkeit zu. Namentlich zwei Momente drücken dieser Zeit ein charakteristisches Gepräge auf und bedeuten eine entscheidende Veränderung seines bisherigen Standpunkts. Einmal entwickelt sich hier, unter dem direkten Einflusse Johann von Bessers der bisher noch nicht zu fester Kunstanschauung gelangte Dichter theoretisch zu einem überzeugten Anhänger der natürlichen, eleganten Schreibart, wie sie nach dem französischem Vorbilde Boileaus der preußische Hofdichter Rudolf von Canitz in Deutschland zunächst eingeführt hatte. Anderseits machte die neue Stellung, welche ihn zwang nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Verstande zu dichten, nur zu bald ihren verderblichen Einfluß auf König geltend, der ja ohnehin geneigt war, die Poesie von einem praktischen, nüchternen Standpunkte aus zu betrachten. Seine Dichtung wird äußerlich korrekter, um dafür an innrer Hohlheit mit den Jahren in erschreckender Weise zuzunehmen, bis mit der Abfassung seines vermeintlichen Heldengedichtes August im Lager er äußerlich den Gipfel der Korrektheit erreicht, während der Gehalt dieser Pseudodichtung auf ein verschwindendes Minimum gesunken ist. Während mit diesem Gedichte seine praktische Thätigkeit, soweit sie litterarischen Wert besitzt, ihr Ende

erreichte, ist er auf dem Gebiete der Theorie noch länger thätig und schließt hier im wesentlichen erst mit dem Jahre 1732 ab, mit der Herausgabe der Gedichte und Prosaschriften von Bessers, womit dann, falls man nicht die kurze Vorrede zu Dr. Steinbachs Wörterbuch hierher rechnen will, seine litterarische Thätigkeit beendet ist, denn was noch kommt, gehört ins Gebiet der ödesten Gelegenheitsreimerei.

Diese zweite Periode bedeutet für König einesteils den Höhepunkt, wie er äußerlich in der Aufnahme in die preußische Societät der Wissenschaften zu Berlin und in die patriotische Gesellschaft zu Hamburg Ausdruck findet, anderseits, und das war für das Urteil der Nachwelt, welches recht ungünstig lautet, maßgebend, sinkt er bis zu einer Stufe des poetischen Schaffens, wie sie selten erreicht worden ist. Die Ursachen dieses eigentümlichen Zwiespalts zwischen Wollen und Können, zwischen innerer Überzeugung und gegenteiligen äußeren Einflüssen genauer darzulegen, soll die Aufgabe dieses zweiten Teiles sein. —

Mit Beginn des Jahres 1720 trat König in die neugeschaffene Stellung als Hofpoet und geheimer Sekretär am Hofe zu Dresden ein. Von diesem Moment an war er für die gelehrten Zeitgenossen eine Größe, mit der man rechnen mußte und das Amt, dessen innere Wertlosigkeit ihm manche Demütigung von seiten des rohen und eingebildeten Hofpersonals einbrachte, verschaffte ihm in den Kreisen der gebildeten Welt ein Ansehen, welches zu erlangen seine Leistungen allein wohl nie im stande gewesen wären. Ganz abgesehen von Gottsched, von dessen niedrigem Verhalten ich schon früher gesprochen habe, sehen wir selbständige und angesehene Männer dem sächsischen Hofpoeten eine fast unverständliche Verehrung zollen, Bodmer in seinem Eifer um die Hebung der deutschen Litteratur wendet sich an diesen mächtigen Fürsprecher des guten Geschmacks, um im Bunde mit ihm, als dem scheinbar geeignetsten Genossen, dem schlechten, verderbten Geschmack den Garaus zu machen.

Brockes, der abseits vom Gewühl der litterarischen Kämpfe stand, verfehlt doch nicht, dem frühern Freunde, den er plötzlich im feindlichen Lager antrifft, einige höfliche Reverenzen zu machen. Richey und seine Gefolgsmänner streuen dem 1730 in Hamburg weilenden sächsischen Virgil höchst unverdienten Weihrauch und selbst kühldenkende, mit kritischem Scharfblick ausgestattete Männer, wie Hagedorn, sprechen noch zu einer Zeit, wo Königs Andenken bereits der Vergessenheit anheimgefallen war, mit einer gewissen Hochachtung von dem einflußreichen sächsischen Hofdichter. Sie alle bestach der Glanz eines Hofes, der geeignet war, selbst untergeordnete Geschöpfe mit einem gewissen Nimbus des großartigen und bedeutenden zu umgeben. Welch eine Genugthuung mußte es dem ehrgeizigen und selbstgefälligen Manne gewähren, gerade diesem prächtigsten Hofe der Welt seine Dienste widmen zu können. Endlich war sein Streben erreicht und nun ertönt unablässig, wenn auch in immer schwächeren und matteren Tönen seine Leyer zum Preise und im Dienste des großmächtigsten Augusts. Dieser freilich hegte für die Dichtkunst zunächst nur ein rein äußerliches Interesse, sie sollte ihm zur Folie seiner eignen Person und des Glanzes dienen, der von ihm ausstrahlend die ganze Welt erfüllte. Freilich ein Glanz, erkauft mit den heißen Seufzern und Flüchen eines unterdrückten und systematisch ausgesogenen Landes, aber was erfuhr die Außenwelt von diesen Schattenseiten? Für sie existierte nur der Hof und da es unter August dem Starken wenigstens noch Maxime war, dem Volke einen gewissen Anteil an den Hoffestlichkeiten zu gönnen, so glaubte man wohl, da von dieser Erlaubnis ausgedehnter Gebrauch gemacht wurde, das Volk sei glücklich und zufrieden. Zum mindesten that man so und unser Hofpoet wird nicht müde, in allen erdenklichen Wendungen die Güte und Fürsorge des großen August für Land und Unterthanen zu preisen und deren aufrichtigen Dank dem allgeliebten Landesherrn in devotester Weise zu Füßen zu legen. Wie Hohn klingt es, wenn

angesichts des durch unsinnige Verschwendung ausgesogenen Landes König zu sagen wagt:

Uns kann kein grösser Glück erwachsen,
In dir sind wir schon alle reich:
Dein Polen, König, wie dein Sachsen
Erhältst und segnest du zugleich.
Das Wohl des Herrn besteht nicht blos in Siegesfahnen
In weiten Ländern, reicher Pracht;
Was einen Fürsten achtbar macht,
Besteht in grosser Zahl beglückter Unterthanen.

oder wenn er in dem Gedichte, welches unter allen Produkten dieser Gattung entschieden an erster Stelle steht, in dem Heldenlob Friedrich Augusts behauptet:

Du aber, o August, bist vor dir selber gross,
Und wärest nicht Verdienst- wärst du gleich Kronenloss:
Dann glänzt dein Thron, so glänzt ja auch dein Ruhm nicht wenig,
Es ist an dir der Held so gross als wie der König.
Doch steht dir dieses Lob am allerschönsten an,
Dass man dich minder fürcht, als man dich lieben kann.
Wer klaget über dich? Hat sich wohl ein Gewissen
Jemalen eines Zwangs von dir befürchten müssen?

und am Schluß:

Wie gross der Sachsen Glück, dass du sie kannst regieren,
Bezeigt ihr heisser Wunsch, dich ja nicht zu verlieren.
Ein jeder biethet dir sein eigenes Leben an,
Falls er das deine nur dadurch verlängern kan,
Kurz: Nichts sonst kan bey dir uns Angst und Unruh geben,
Als einzig diese Furcht: Dich, Herr, zu überleben.

Dies alles wagt König zu einer Zeit zu sagen, wo die Hochzeitsfeierlichkeiten des Churprinzen dem ohnehin durch die vergangenen Kriegsjahre schwergeprüften Lande erneute schwere Opfer auferlegten, während der Hof, diese glänzendste Nachahmung der Verschwendungssucht Ludwig XIV., Fest auf Fest feierte und des staunenden Pöbels in übermütigster Weise spottete. König war kein Sachse und kannte vielleicht deshalb das grenzenlose Elend des Landes nicht in vollem Umfange, aber so blind und taub konnte er nicht sein, den gemachten Enthusiasmus für baare Münze zu nehmen. Mit

Recht hat man ihm diese Gesinnungslosigkeit denn auch zu allen Zeiten zum schwersten Vorwurf gemacht, aber man vergaß über dem einen Punkte seinen bessern Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, man stellte ihn als den feilen Schmeichler und Speichellecker hin, ohne auf die Seite seiner Thätigkeit zu achten, durch welche er in seiner Stellung, zunächst nicht mit Einverständnis des Hofes eine höhre Mission glücklich vollführte und der verachteten deutschen Sprache Achtung und Anerkennung selbst an diesem durchaus undeutschen Hofe verschaffte. Zu entschuldigen sind die Schwächen und Flecken nicht, aber man kann die Schuld mildern, indem man auch die bessern Seiten hervorkehrt und die Erklärung dafür im ganzen Zeitcharakter sucht. Wie wäre es sonst denkbar, wenn nicht eine für moderne Auffassung äußerst laxe Moral geherrscht hätte, daß selbst moralisch intakte Männer wie Richey, Bodmer u. a. niemals Anstoß nahmen, mit dem sächsischen Hofpoeten in intimen Verkehr zu treten. Fand doch selbst Gottsched, der übrigens König gegenüber ein ähnliches Verhalten zeigte, wie dieser gegenüber dem Hofe, in dieser moralisch schwächsten Stelle von Königs Charakter keinen Grund, den verhaßten Gegner anzugreifen.

Wenn man die stattliche Reihe der Gedichte Königs durchgeht, welche seiner Stellung als Hofpoet ihren Ursprung verdanken, von deren Besprechung im einzelnen ich aus leicht begreiflichen Gründen absehen kann, so sehen wir in den ersten Jahren den Dichter in dieser ihm noch neuen und durch ihre Abwechslung reizvollen Thätigkeit völlig aufgehen und in mancher Hinsicht finden sich hier Sachen, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen; die Erfindung ist meist gut und fesselnd, die Beschreibung lebhaft bewegt, die Sprache dem Inhalt entsprechend, schwungvoll, mitunter sogar packend und durch ihre ungesuchte Bildlichkeit überraschend. Er erinnert an Brockes, von dem er unstreitig viel gelernt hat, wenn er die Pracht des königlichen Hofes, der großartigen Bauwerke beschreibt und sich in Wiederholung von

Ausdrücken und in Detailmalerei nicht genug thun kann.[1]) Die Gleichnisse fügen sich ohne Zwang dem Ganzen ein und bilden noch einen wirklichen Schmuck, besonders da sie nicht, wie später, mühsam von weit her geholt sind.

Ich nenne kurz die wesentlichsten Gedichte:

1. Heldenlob Friedrich Augusts. 1719.
2. Ein Schäfergedicht auf die hohe Geburt eines Chur-Sächs. Printzen, bey zugleich glücklich erfolgter Zurückkunft Sr. Majestät unsers allergnädigsten Königs. 1720.
3. Der befriedigte Elbe-Strohm durch die abermalige glückliche Geburt eines Chur-Sächs. Printzen, in Pillnitz, 1721.
4. Ode auf die glückliche Geburt einer Chur-Sächs. Prinzessin. 1725.
5. Auf die glückliche Wiedergenesung und Zurückkunft Sr. Königl. Majest. in Pohlen, und Churfl. Durchlaucht zu Sachsen. 1727.
6. Trauer-Gedicht über das Absterben Seines Allergnädigsten Herrn, Friedrich Augusts, Königs von Pohlen und Churfürsten zu Sachsen. 1733.[2])

Daneben finden sich noch zahlreiche kleinere und größere Gedichte auf die verschiedensten Personen und Gelegenheiten, doch sind sie alle mehr oder weniger wertlos und können bei einer Charakteristik der poetischen Thätigkeit Königs außer Acht gelassen werden, da sie überhaupt nichts charakteristisches enthalten und sich von den unendlich zahlreichen Produkten gleicher Art von andern Dichtern in nichts unterscheiden, als im Titel. Das Gedicht August im Lager werde ich gesondert betrachten und kann es daher hier übergehen.

In der Beschreibung des Hochzeitszuges sowie in einzelnen andren Partien des Heldenlobes zeigt allerdings König, neben

[1]) S. Heldenlob Friedrich Augusts in Königs Gedichten vom Jahre 1745. S. 1—38.

[2]) Alle Gedichte finden sich in der Sammlung von 1745.

den oben angeführten guten Seiten, die hier am stärksten auftreten, bereits sein bedenkliches Talent, die unwichtigsten Dinge in breitem Ergusse auszumalen, doch bleibt er noch in den Schranken des Erlaubten. In dem Schäfergedicht vom Jahre 1720 führt er sich selbst unter der Maske des Schäfers ein und wählt sodann die Form des Dialoges, um das Ganze lebhafter zu gestalten. Schließlich erweitert sich das Gedicht durch Hinzufügung einer dritten Figur zu einem kleinen Schauspiel. Es sind dies Vorzüge, welche anfänglich durch ihre geschickte Verwendung den Zweck dieser Gedichte auf kurze Zeit vergessen machen, aber im Verlauf der Jahre, nachdem die erste Begeisterung verraucht und die geläufigen Kunstmittel abgenutzt waren, begann König wohl selbst dieser lästigen Pflicht überdrüssig zu werden, der Apparat, den er aufbietet, wird immer großartiger, zur Feier der Geburt einer Prinzessin — Gedicht von 1725 — muß er eine längere Vorrede halten, die mehr wie eine Entschuldigung klingt, daß es ihm schwer falle, seiner Pflicht zu genügen. Formell ist dieses Gedicht — in Odenform gehalten — glatt und rein und der Eingang ist seines Inhalts wegen geeignet, hier wiedergegeben zu werden:

Auf! Dichtkunst, reiche mir die Hand,
Komm, führe mich auf deinen Flügeln
Durch Wege, die mir nicht bekannt,
Zu unsers teutschen Pindus Hügeln.
Solch' eine neue Post, die meinen Eiffer mehrt,
Die unser Hof, seit achzig Jahren,
Zwar wohl gewünscht, doch nicht erfahren,
Ist eines neuen Lieds und Unternehmens werth.
Ich will und viel davon in einer Ode singen,
Lass meinen Vorsatz mir. o Dichtkunst, so gelingen,
Dass Fama von mir rühmt: sein Mund
Singt feurig, neu, kühn, männlich, rund.

Gieb, dass ich fremd und lebhaft dichte,
Dass ich mich, ganz durch dich entzückt,
Nachahmend nach den Alten richte,
Erhaben, glücklich ausgedrückt.

Lass aber mich zugleich vernünftig sittsam schreiben.
So fruchtbar die Erfindungskrafft
Mir neue Bilder auch erschafft,
Um nicht durch leeren Schall den Leser zu betäuben.
Weil doch zu schwülstige zu stolze Wörterpracht
Bey Kennern nichts gewinnt, als dass sie gähnen macht.
Gieb, dass ich zwar nichts kriechend sage,
Jedoch mich auch behutsam wage.

Verschaffe, dass ich Nachdrucks-voll
Das wunderbare möge finden,
Was in der Ode herrschen soll.
Lass mich der Alten Kunst ergründen;
Doch ihres Fabeltands altheydnischen Verlag,
Der sich nicht mehr für uns will schicken,
Hier nicht in alle Zeilen flicken;
Gieb, dass ich schmackhaft nur und edel wählen mag,
Gedanken, Fall und Maass in freyer Ordnung setze,
Das Ohr erst kitzeln kan, und dann das Hertz ergötze:
So folg ich zwar der Alten Spur
Doch auch der teutschen Sprechnatur.

Es ist eigentümlich, anläßlich der Feier einer Geburt in mehrstrophigen Eingangsworten erst seine theoretischen Anschauungen über das Wesen der Dichtkunst vorzutragen, zeigt aber, wie sehr König bestrebt war, etwas neues, seiner Meinung nach besseres zu bieten, als die stets wiederkehrenden Glückwunschphrasen, die ihm selbst bald zum Überdruß werden mußten. Die Ode steht in dieser Beziehung allerdings einzig da unter seinen Hofdichtungen. Die vier nächsten Strophen passen erst recht nicht in den Rahmen des Gedichts, sprechen aber des Dichters Ansichten so klar aus, wie er sie öffentlich nur selten wieder mit gleicher Schärfe dargethan hat und es scheint, als habe dies Gedicht neben dem höfischen einen andern, weitern Zweck zu erfüllen. Es fällt in jene Zeit seine Annäherung an Bodmer, welche erfolgte, um den Lohensteinisch gesinnten Brockes zu verdrängen und dieses Gedicht ist offenbar dazu bestimmt, dem vorgenommenen Zweck zu dienen. Es möge dieser kurze Hinweis hier genügen,

bei der Besprechung des Verhältnisses Bodmers zu König werde ich auf diese Strophen und ihren Zusammenhang mit den litterarischen Bestrebungen beider Männer zurückkommen.

Man sieht, wie eifrig bemüht König ist, für diese an sich leere und hohle Dichtung einen Inhalt zu finden, wie es ihm selbst allmählich schaal und niedrig dünkte, bei jedem nichtigen Anlaß hohe Worte erklingen zu lassen; aber er fand nur selten einen Ausweg und durch die elenden und flüchtigen Stegreifreimereien der Wirtschaften und Schnepperschießen gewöhnte er sich mit der Zeit daran, seine Stellung rein dienstlich aufzufassen und demgemäß gehorsamst bei jedem Vorkommnis in die Saiten zu greifen. Daß die Melodie immer dieselbe eintönige und geistlose blieb, daß die Töne stets gleich matt und kraftlos klangen, kümmerte ihn schließlich nicht mehr und bald sind seine Hofdichtungen wirklich nichts anderes als hohle Ausgeburten eines bezahlten Schmeichlers, wofür man dann später alle seine Gedichte aus dieser Periode erklärte, ohne eine Spur tiefern Gehalts, kalte, ausgeklügelte Reimereien füllen den größten Teil dieser äußerlich glatten und fließenden Dichtung; je mehr Übung er erlangte, desto mehr verflachte er, und die beiden zuletzt von mir oben angeführten Gedichte zeigen zur Genüge, wie tief seine poetische Auffassung gesunken war, denn nicht einmal bei dem Tode seines großen Gönners, des König August, fand er tiefer gefühlte Gedanken und Worte, es bleibt das Gedicht eine äußerlich konventionelle Kondolenzbezeugung ohne Gefühl und Wärme. Zwar sagt er selbst:

> Entschuldigt mich, hier wird mein Vers euch nicht gefallen;
> Zu manche Leidenschaft verstimmt mein Saitenspiel.
> Ein heisrer Klageton kan selten lieblich schallen.
> Bey mir verliehret sich zugleich mit dir, August,
> Zum Schreiben aller Trieb, zum Dichten alle Lust.

aber es ist vielmehr inneres Unvermögen, nicht tiefer Schmerz, wo das Gefühl fehlt, findet sich auch der passende Ausdruck nur mühsam ein, selbst diese Pflicht ist ihm zum harten

Joch geworden, dem er sich nur ungern beugt. Auch sehen wir, wie er allmählich manche Aufgabe andern überläßt und nur, wo es unumgänglich ist, oder wenn seine Stellung durch den Ehrgeiz eines Rivalen bedroht ist, wie das mehrfach vorkam, wieder zur Feder greift. Besonders nachdem ihm nach Bessers Tode der Hofratstitel und die Würde eines Zeremonienrates verliehen worden, mochte er es mit seiner Stellung nicht mehr recht verträglich finden, bei jedem Anlaß niedrige Schmeichelgesänge anzustimmen und in den vierziger Jahren finden wir noch bei seinen Lebzeiten einen andern Dichter als Hofpoeten angestellt, mit Namen Hentschel woraus hervorzugehen scheint, daß er auf diese seine ursprüngliche Thätigkeit ganz verzichtet hatte. Unter dem König August II. hatte er dies noch nicht gekonnt, wohl aber hatte er einmal den Versuch gemacht, einen würdigeren Stoff für seine höfische Muse zu finden und verfaßte das Heldengedicht **August im Lager.** Aber schon war es zu spät, die jahrelange flüchtige Reimthätigkeit hatte alles Feuer in ihm erlöscht, die Begeisterung, die in seinem Heldenlob hin und wieder in einem frischen Tempo der Erzählung, in hellen Farben der Schilderung sich geltend macht, ist erstorben und vergebens bemüht er sich, sie wieder zu beleben, er bleibt kalt, ohne Schwung, eintönig; grau in grau verläuft die Schilderung und alle diese Mängel hebt eine große Glätte der Form und gewählte Ausdrucksweise nur noch schärfer hervor.

Im Juni 1730 hatte bei Zeithayn in Sachsen, in der Nähe von Mühlberg, in Anwesenheit des preußischen Königs und Kronprinzen ein Manöver der sächsischen Truppen stattgefunden, wie es großartiger noch nie abgehalten worden war. 20000 Mann Infanterie und 10000 Mann Kavallerie waren zu diesem militärischen Schauspiel kommandiert worden, dessen prunkvoller Verlauf den militärischen Charakter allerdings zurücktreten ließ hinter dem festlichen Gepränge des Hofstaates und des herbeigeströmten Volkes. Das Lager umfaßte einen Raum von 3 Meilen und während der Dauer des Manö-

vers — etwa 4 Wochen — erwuchs dem Lande ein Aufwand von nahezu 1 Million Gulden. Öffentliche Possen, Komödien, Feuerwerke und große Jagden folgten einander in buntem Wechsel, um den fürstlichen Gästen auf angenehmste Art und Weise die Zeit zu vertreiben. Den Glanzpunkt bildete die am 26. Juni abgehaltene offne Tafel, welche in einer Massenspeisung der gesamten Truppen bestand. Das ganze prachtvolle Schauspiel war ein Ereignis für das gebildete Europa, aller Orten sprach man davon, König Augusts Name war in aller Munde. Kein Wunder, daß der nach würdigen Stoffen haschende König auf den Gedanken kam, diese Glanzthat seines Monarchen durch seine Verse zu verherrlichen und der staunenden Nachwelt zum ewigen Gedächtnis zu übermitteln.

Das Gedicht trägt den Titel: **August im Lager. Helden-Gedicht. Erster Gesang, benannt: Die Einhohlung. Sr. kgl. Maj. von Preussen zugeeignet.**

Wie er selbst in der Vorrede bemerkt, habe er das ganze Werk zusammen herausgeben wollen, sei aber durch seine Freunde in Hamburg und Leipzig ermuntert worden, ein Stück nach dem andern erscheinen zu lassen. Das Gedicht beginnt:

> Der Sachsen Musterung, Volk, Lager, Waffen, Helden
> Und Kriegesübungen will ich der Nachwelt melden,
> Was auf der Ebene bey Radewitz geschehn,
> Das soll man künftig noch in diesen Blättern sehn.
> Auf! Dichtkunst, steh mir bey! verkehr die sanfte Flöte
> In eine muthige lautschallende Trompete,
> Damit mein kühner Reim erhaben, edel, frey,
> So grosser Dinge wehrt, des Lesens würdig sey.
> Erinnre mich genau, was täglich vorgegangen,
> Wie schön man aufgehört, wie schön man angefangen,
> Wie zahlreich Hof und Heer, wie vielfach Pracht und Lust,
> Kurz wie im Lager war mein göttlicher August.

Diese Zeilen klingen sehr wenig vertrauenerweckend und obwohl er sich in der Vorrede stark dagegen verwahrt, daß

er nur ein Tagebuch in Reimen schreiben wolle, so lassen doch schon diese Zeilen wenig besseres hoffen. Und in der That ist es denn auch nichts besseres, als eine trockne Aufzählung der verschwenderischen Lustbarkeiten, welche August zum Staunen der Welt und des sparsamen Preußenkönigs hier veranstaltete. Anmerkungen begleiten den ganzen Text, welche weiter nichts enthalten, als eine genauere Ausführung in Prosa des soeben in Versen Gesagten.

Während wir oben sahen, wie bei seinen ersten Hofdichtungen ihn seine Begeisterung und wirkliche Empfindung häufig über die Trivialität des Stoffes hinweghalfen, ist hier der umgekehrte Fall eingetreten, der öde Stoff hat jedes poetische Gefühl in ihm erstickt, es sind keine innerlichen Töne, welche er hier anschlägt, alles ist mühsam herbeigeholt, ängstlich ist er bemüht, auch die geringste Kleinigkeit anzuführen, durch peinliche Detailmalerei glaubt er poetisch wirken zu können und zeigt durch alles dies nur sein völliges Unvermögen, einem derartig spröden Stoff interessante Seiten abzugewinnen. Die beschreibende Manier, die wir schon im Heldenlob, in Nachahmung Brockes, vorfanden, ist hier ins unerträgliche gesteigert, besonders berüchtigt ist ja seine weitschweifige Schilderung der Pferde, denen er hunderte von Versen widmet, während poetisch ungleich dankbarere Motive in einem einzigen Verse abgethan werden. Er selbst empfand das Bedürfnis, da er von innen heraus nichts hinzuthun konnte, es wenigstens äußerlich an sogenanntem poetischen Beiwerk nicht fehlen zu lassen, verwirklichte aber diese Absicht in denkbar ungeschickter Weise, indem er in für sein poetisches Schaffen bezeichnender Weise das von den Männern des Geschmacks geforderte schmückende Beiwerk namentlich in zwei Stücken anbrachte. Einmal indem er die Verwunderung eines Reisenden, der nach langweiliger Reise plötzlich des Hamburger Billwärders und eines guten Freundes ansichtig wird mit dem Erstaunen des Preußenkönigs über die unvermutete Ankunft des sächsischen Monarchen vergleicht. Um dies gesuchte

Gleichnis poetisch auszumalen, braucht er 59 Verse, während das eigentlich bedeutende Ereignis, die Begrüßung der Monarchen in drei Zeilen abgethan wird. Eine weitere poetische Ausschmückung erlaubt sich der Dichter während des Frühstückes der Monarchen, wo er, merkwürdiger Weise für alle Beteiligten unsichtbar, die Göttinnen der Eintracht und Zwietracht erscheinen läßt, eine Episode, welche ihm 200 Verse kostet, ohne für das ganze von irgend welcher Bedeutung zu sein. Daß innerhalb dieser auf durchaus realem Untergrund aufgebauten Ereignisse ein derartiges Anbringen allegorischer Figuren völlig unpoetisch und lächerlich sei, fühlte der Dichter in seinem Drange nach erhabener, hoher Schreibart nicht, sein Gewissen erlaubte es ihm aber anderseits nicht, im Publikum über die Natur dieser Erscheinungen falsche Anschauungen zu erzeugen, daher fügte er hinzu ward aber nicht gesehn und unsichtbar zwar und zerreißt durch diese Bemerkungen völlig den ohnehin schon äußerst losen Zusammenhang dieses Schmuckstückes mit der eigentlichen Handlung. Ihm selbst war bei diesem Exkurse offenbar nicht wohl und um so breiter läßt er sich daher gehen, wo die historischen Begebenheiten und Thatsachen ihm zu Hülfe kommen. Die Schilderung der Pferde und deren Bereiter macht den Hauptteil des Gedichtes aus und umfaßt 220 Verse, wobei wir die Beschreibung der Wagenpferde, welche 52 Verse beansprucht, nicht mitrechnen, bis endlich die Darstellung der Festtafel — in Anmerkung ist ein genauer Abriß derselben beigefügt — in etwa 50 Versen den Beschluß des würdigen Werkes macht.

Die Form, die er für seinen Gegenstand wählte, war seiner Meinung nach die des Heldengedichtes. Seine Vorbilder nennt er selbst, es sind: Strozzis Epos Barbarigo, Bartes Gedicht die Wochen, Marino in seinem Adonis und dem betlehemitischen Kindermord, also alles Italiener.

Was er diesen Vorbildern verdankt, ist sehr wenig,

eigentlich nur die Form des heroischen Gedichtes. Borinski[1]) spricht sich über diese Gattung, wie folgt, aus:

Merken wir sonst an, was die Hofpoesie den verketzerten Vorbildern in ihrem Bestande verdankt, so finden wir zunächst die Form des heroischen Gedichtes, die nicht verständlich ist ohne den Bezug auf den „heroe" der Politik. Es bedeutet schlechtweg nur noch fürstliches Lobgedicht und tritt in Bessers „Staats- und Lobschriften" schon, rücksichtslos seiner innern Natur folgend, in die Prosa über.

Auch König hatte diesen Unterschied zwischen Heldengedicht und heroischem Gedicht schon längst erkannt. Erinnern wir uns des Briefes an Bodmer, so sagt er darin von Bessers Lobschrift auf Friedrich Wilhelm: Wiewohl es weniger ein eigentliches Heldengedicht als vielmehr eine grosse Lobschrift und Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelms des Grossen zu nennen wäre. Er verfällt aber, infolge des Zwiespalts zwischen Wollen und Können, den wir oben feststellen konnten, in denselben Fehler, sein großes Gedicht ist weiter nichts als eine Verherrlichung eines Vorgangs, der an sich absolut keine Momente enthielt, welche ihn für eine epische Behandlung geeignet erscheinen ließen. Wodurch erlangte nun aber gerade dieses langweiligste aller Gedichte den großen Ruf, wodurch rechtfertigten sich die unzähligen Lobeserhebungen desselben? Denn kein Gedicht Königs erntete gleichen Beifall, die Zeitgenossen preisen mit Begeisterung den sächsischen Horaz, den augustenwürdigen Virgil, auf dieses Gedicht gründet sich zum großen Teil sein Ansehen bei der Mitwelt. Es muß doch etwas darin sein, was ein so allgemeines Lob zum mindesten erklärlich scheinen läßt. Für den größten Teil allerdings kam der Kunstwert des Gedichts überhaupt nicht in Betracht, sie

[1]) Borinski, die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts. Zeitschr. f. vergl. Lit. Gesch. Neue Folge. Bd. 7, 1—27.

befriedigten ihr Sensationsbedürfnis an dieser prunkvollen Schilderung und fanden, da König außerordentliche Dinge besinge, so sei das ganze Gedicht außerordentlich. Aber die Gebildeten? Sie mochten wohl hin und wieder etwas auszusetzen haben, aber ihnen half über alle Schwierigkeiten die Erkenntnis hinweg, daß der Dichter nach allen Regeln des damals herrschenden Geschmacks seinen Stoff behandelt habe, da war alles prächtig und doch so natürlich, d. h. prosaisch geschildert, die Gleichnisse fehlten nicht und das Bedürfnis nach poetischer Ausschmückung, nach eigner Dichtung wurde ja in hervorragender Weise durch die Einführung von Eintracht und Zwietracht befriedigt, welche Stelle wenigstens der Rezensent in den deutschen acta erudit. Teil 163 als besonders lesenswert bezeichnet. Nur ganz wenige reifere Geister kamen damals bereits zu der Erkenntnis, daß in diesem hohlen Machwerk auch nicht ein Funken poetischen Feuers glühe. Zu ihnen zählten Bodmer, Breitinger und der sächsische Gesandte am Berliner Hofe, Graf von Manteuffel. Letzterer war ein feinsinniger, hochgebildeter Herr, welcher an der Entwicklung der deutschen Litteratur regen Anteil nahm, wie er denn seit dem Jahre 1737 ein thätiger Gönner und Schützer Gottscheds gewesen ist. Unter dem 4. November 1737 teilt er jenem mit,[1]) daß er vor einigen Jahren auf Ansuchen Königs diesem seine Meinung über sein Heldengedicht mitgeteilt habe peutétre avec plus de franchise que de justesse, et je luy envoiai, par maniere d'echantillons, 12 remarques, que j'avois faites à la hâte. Je luy promis même de luy en communiquer d'autres, si elles pouvoient luy faire plaisir. Mais ce poëte m'aiant laissé sans reponse, j'ignore ce qu'il peut en avoir pensé. Je sais seulement par un de ses amis, qu'il en a eté un peu embarassè et que ces notes ont paru luy faire sentir, que la Poësie n'etoit pas tout a tait irreprehensible. Ce qu'il y a de sûr, c'est qu'il n'a

[1]) Gottschedbriefsammlung. Band IV. Nr. 718.

pas trouvé a propos de publier, comme il s'y etoit engagé, la suite de son poëme, et que je ne crois pas qu'il soit mal fait de la supprimer.

Näheres über diese Kritik erfahren wir aus dem bereits früher erwähnten Briefwechsel des Grafen Wackerbart mit Manteuffel auf dem Hauptstaatsarchiv zu Dresden.[1]) Letzterer schreibt den Grafen Wackerbart am 4. Januar 1732:

Je luy suis d'ailleurs fort obligé de l'avis qu'elle me donne des preparatifs, que le P. Koenig fait, pour repondre a ma critique de son poème epique. Je l'attendrai de pied ferme et comme il est presqu'impossible, qu'il puisse m'opposer d'arguments plus forts, que les miens .... j'espere que .. par consequent il se confessera vaincu. J'en ce cas là, j'en aperai (?) envaincqueur genereux, et j'aurai même la charitè de luy indiquer les moins de mieux faire... V. E. sont peutetre surprise de m'entendre parler si haut par une matiere, qui ne fut jamais de mon metier, et par un ouvrage, qui a fait l'admiration de la plus part des beaux esprits de la Saxe et de Hambourg. Elle me plaindra, peutetre, de ce qu'au lieu de joindre mes acclamations a celles de ce pretendus connoisseurs, je prefere d'etre confondu parmis ceux, que notre ami, dans sa preface, a qualifie de vile populace de Helicon [Die angedeutete Stelle der Vorrede des Gedichtes lautet: So dass ich mir daher wohl mit dem Vorzuge schmeicheln darf, dass dieses Gedicht die Ehre erlangen und dem gemeinen Pöbel auf dem Parnasse unfehlbar missfallen werde.] Mais .... s'il vous plait, il en est de moi dans la poeme, comme de V. E. dans la peinture, dont vous connoissez tout le fort et le faible, sans en faire profession.... Tout de même votre Serviteur le Diable possede le Talent de juger des poemes. Comme V. E. ne se laisse pes eblouir par les beaux colors d'un tableau, ou le peintre aura

[1]) Nr. 3381. Blatt 11 u. 12.

mocqué, soit dans le dessein, soit dans l'ordonnance; ainsi votre serviteur ne se laisse pas eblouir, comme le plus part des lecteurs, par une belle versification, lorsqu'un poeme est d'ailleurs defectueux, soit dans les pensèes, soit dans leurs arrangement . . . car il est a noter, qu'on peut etre fort bon versificateur, sans etre bon poete, quoi qu'un poete ne puisse etre parfait sans la beauté de la versification.

Schärfer hat wohl in dieser Zeit niemand den Grundmangel der Begabung Königs erkannt, als dieser liebenswürdige Kritiker, der bereit ist, ihm, dem eingebildeten Hofpoeten Winke für Besserung seiner Fehler zu geben. Nicht die äußere Glätte und Eleganz macht den Wert eines Gedichtes aus, wie alle Lobredner Königs meinen, sondern die Gedanken, welche ein Gedicht enthalten soll, in diesem Falle aber nicht enthielt. König war durch diese Kritik sehr niedergeschlagen, kam sie doch aus einem Kreise, dessen Urteil ihm vor allem, des praktischen Erfolgs wegen, maßgebend erschien, wie denn ein Brief Wackerbarts an Manteuffel zeigt, daß auch dieser treffliche Kenner der Malerei auf Seiten des Grafen stand und mit seiner Überzeugung König gegenüber nicht hinter dem Berge gehalten hatte. Der Brief ist datiert vom 15. Januar 1732, ist aber, da von Wackerbarts eigner Hand, so unleserlich, daß ich mich mit der Wiedergabe weniger Stellen begnügen muß:

A l'occasion que V. E. raisonne sur les ouvrages de Notre Poete Koenig, il me fait l'honneur de me mettre en comparaison avec elle . . . . Apres cela je ne pouvois me dispenser de vous dire, que Mr. Koenig se trouvant ces jours passé chez moi je lui dis.

Nun, wann will der Herr seinen Brieff beantworten. [Gemeint ist offenbar der Brief Manteuffels an König.] Ille, Ich arbeite daran, es kan sogleich nicht seyn; Er wird aber eine Antwort kriegen, dass Er mit Ihm zufrieden seyn wird. [Mit ihm bezieht sich auf König.]

Ego. Ich wünsche es, denn das sucht der Teuffel

(Manteuffel] als sein guter Freund, dass Er mit Ihm zufrieden seyn soll.

Trotz dieser Aufforderung unterließ es König, auf die Kritik des Grafen eine Antwort erfolgen zu lassen, er mochte einerseits die Wahrheit der gemachten Einwürfe empfinden und andernteils es durch Widerspruch, denn ohne weiteres konnte er sich unmöglich für besiegt erklären, nachdem das Gedicht bei allen Kennern so großen Beifall gefunden hatte, mit dem einflußreichen Gönner nicht direkt verderben. Daß er aber die Einwände als gerecht empfand, geht daraus hervor, daß die angekündigte Fortsetzung unterblieb. Ursprünglich beabsichtigte er dem ersten Gesange fünf weitere folgen zu lassen, welche folgende Aufschriften tragen sollten:

2. Gesang: Die Musterung.
3. Gesang: Die Kriegsübungen.
4. Gesang: Die Kriegshandlungen.
5. Gesang: Die Lustbarkeiten.
6. Gesang: Die Scheidung.

Die Kritik Manteuffels blieb in weitern Kreisen natürlich unbekannt und vermochte deshalb der allgemeinen Begeisterung für das Gedicht nur geringen Abbruch zu thun. Da schrieb im Jahre 1735, unterm 28. Aug. Bodmer an Gottsched[1]):

Beyliegende critische Schrift ist mir durch einen Unbekannten auff der Bernerischen Post zugeschickt worden. Anbey waren etliche Zeilen geleget, worinn er mich bittet dieselben an Ew. H. E. zu übersenden, nachdem ihm bekannt sey, dass ich mit Ihnen einigen Brieffwechsel unterhalte. Ich machte mir einiges Bedenken, diesem Unbekannten Folge zu leisten. Ich fürchtete sofern Hr. Geh. Rath König innen würde, dass E. H. diese critische Untersuchung durch meinen Kanal bekommen hätten, würde er mirs verargen, und mir vielleicht aufbürden, dass ich Belieben trüge, den Feinden seiner poetischen Ver-

[1]) Gottschedbriefsammlung. Band III. Nr. 511.

dienste Vorschub zu leisten. Ich wollte mich nicht gerne seinem Zorn blossgeben, von welchen ich schon vordem, öffentliche, wiewohl nicht gesuchte Proben empfangen hatte. Jedennoch weil die Kritick mit aller Gelindigkeit geschrieben ist, und der Verfasser die gebührende Hochachtung gegen den H. König nicht aus Augen setzet, habe ich beschlossen, sie auf sein Begehren an Ew. Hoch. E. zu übersenden, und aber dieselben zu ersuchen, dass sie gegen Hr. König verborgen halten, dass sie solche durch mich erhalten haben. Eine wohl ausgeführte Critische Schrift, welche nicht nur tadelt, sondern auch lobet, ist nach meinem Sinne bequemer, den Ruhm eines Poeten zu vermehren, als ein nackendes unerwiesenes Lob.

Welche Kritik ist hier gemeint? Ist es die an Professor Clauder im Jahre 1734 gesendete, welche in dem Charakter der teutschen Gedichte steht oder ist es bereits Breitingers erst 1740 in seiner kritischen Dichtkunst erschienene Abhandlung Ob die Schrift August im Lager ein Gedicht sei? Oder ist es eine dritte, nicht erhaltene Abhandlung? Das letztere erscheint mir am wahrscheinlichsten, denn da offenbar eine gedruckte Kritik in Bodmers Brief gemeint ist, so kann es Breitingers Werk nicht sein. Wohl aber wäre es möglich, daß es Bodmers Charakter der teutschen Gedichte gewesen sei. Denn diese Schrift enthält, wenn auch in kurzen Worten, eine Kritik des Gedichtes, welche neben manchem Tadel im allgemeinen sich lobend ausspricht. Aber die Abhandlung des Unbekannten schickte Bodmer Gottscheden schon zur Septembermesse 1735, während er die Schrift Charakter der teutschen Gedichte erst Ostern 1736 sandte. Am 3. IV. 1736 schreibt er an Gottsched:[1]) Ich hoffe E. Hoch-E. werden auf der Ostermesse des vergangenen Jahres das Blättgen von Nachteiligkeit des Geistes; das Gedicht: die Wohl-

[1]) Gottschedbriefsammlung. Bd. III. Nr. 550. S. dazu: Baechtold, 4 kritische Gedichte von J. J. Bodmer. Seufferts Litteraturdenkmale des 18. Jhr. No. 12. S. V—IX.

thäter der Stadt Zürich, und die helvetische Bibliothek; dann ferner auf der Michaelis-Messe die hallerische Ode; die critische Untersuchung des Gedichtes „August im Lager“ . . . wohl empfangen haben.“ Es bezieht sich dies auf die Abhandlung des Unbekannten, am 10. März 1736 hatte aber bereits Gottsched an Bodmer einen Brief geschrieben[1]), welchen jener am 3. April offenbar noch nicht erhalten hatte, da er sich sonst doch sicher darauf bezogen haben würde: Mir sind diese Messe [Ostermesse 1736] die Charaktere deutscher Gedichte von Euer Hoch-E. zu handen gekommen. Daraus geht hervor, daß die Kritik des Unbekannten und Bodmers Gedicht nicht identisch sein können, es bleibt somit nur noch die Möglichkeit, eine besondere Abhandlung anzunehmen, die Bodmer im August 1735 an Gottscheden sandte, über deren Verbleib wir aber keine Kenntnis besitzen, falls nicht in den handschriftlichen Aufzeichnungen der Züricher Stadtbibliothek Aufklärung zu finden ist.

Sehen wir also von dieser mysteriösen Abhandlung ab, so wäre die älteste gedruckte Kritik des August im Lager in den wenigen Zeilen enthalten, welche Bodmer in seinem Gedicht Charakter der teutschen Gedichte diesem widmet. Der erste undatierte Druck kam in Zürich im Jahre 1734 heraus [Baechtold A], ein zweiter befindet sich in Gottscheds Beyträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache. 20. Stück[2]) [Baechthold B]. König erhielt von beiden Drucken durch Professor Clauder ein Exemplar, ohne eine Antwort darauf zu geben. Die Verse selbst lauten wie folgt:

Ein Held ist nicht allein in Sturm und Treffen gross,
Wann sein erhitztes Blut in allen Versen floss,
Ein Held bleibt stets ein Held, auch im gemeinen Leben,
Und weiss sich selbst im Spiel und Kurzweil zu erheben;
Dergleichen Helden stellt uns König vor Gesicht,
Der in des Friedens Schooss sich einen Krieg erdicht,
Den Kinder, Mütter, Bräut und Frauen nicht beklagen.

[1]) S. Baechtold. Handsch. auf der Züricher Stadtbibliothek.

[2]) Leipzig 1738. S. 624—659.

Die so verschiedne Art zu stürmen und zu schlagen,
Die tausend Königen unsterblich Lob gebracht,
Hat er mit einem Heer und spielend nachgemacht;
Er sie, du König, ihn; Wem ist wie Dir vergönnet,
Dass er der Pferde Köpf' und Sitten alle kennet,
Du Pferdebändiger! Wann dann die fromme Schlacht
Vergnügt geschlossen ist, so folgt in stoltzer Pracht
Ein feyrlich Gastgebot in sinnreich schönen Reyhen,
Und unverwirrter Zahl. Was Aug und Kehl erfreuen,
Das Ohr vergnügen kann, hat hier der Seneschall
Und Trucksäss wohl besorgt. Pomp herrschet überall.
Hier scheinen Pracht und Kunst, den kühnsten Streich zu wagen,
Der höheren Natur zum Wett-Streit abzusagen.
Der Vers ist männlich zwar, jedoch geziert und zart,
Ist sittsam doch behertzt, voll, doch nicht schwer und hart.
Nur könnt er hier und dar mehr von der Prosa weichen,
Und öffters seine Hand der ächten Dichtung reichen.

Man sieht, der frühere Bundesgenosse Königs ist noch immer teilweise sein Anhänger und Bewunderer, doch erkennt er die Schwächen desselben jetzt schärfer und wagt sich mit offnem Tadel gegen ihn heraus.

Das entscheidende Urteil fällte erst Breitinger im 10. Abschnitte seiner kritischen Dichtkunst[1]), in der Abhandlung Ob Königs Schrift August im Lager ein Gedicht sey. Er kommt darin zu dem Schluß, daß die Materie an sich das Vorhaben des Poeten noch nicht habe zur Würde eines Gedichtes erheben können und daß es an sich zwar möglich sei, daß eine untüchtige Materie durch poetische Kunst der Nachahmung ohne Abbruch der Wahrscheinlichkeit zu Kraft und Würde erhoben werden könne, wie es Pindar in seinen olympischen Oden gezeigt habe, daß aber König dies nicht zu Stande gebracht habe.

Die Ausführnng des Gesanges sei durchgehends zu historisch, prosaisch und trocken. Vor einen Poeten gehört

[1]) J. J. Breitinger, Critische Dichtkunst. Zürich 1740. S. 348—376.

os magna sonaturum. Er muss mehr als gemeine, wunderbare Dinge sagen; die stärkeste, zärtlichste und keineswegs pöbelhafte Ausdrücke brauchen; fremde Phantasie- oder Verstandes-Bildereyen erfinden; die Reden unterflechten und unterbrechen mit Ausruffen, mit Anreden, kurzen Abweichungen und andern affektmässigen herrlichen und anmuthigen Figuren; mit lebhaften Metaphern, mit unerwarteten Abbildungen der Sitten, der Affekte, der Handlungen und der Urteile der Menschen; jedoch dass er die Augen beständig auf das Wahre und das Anständige richte.

Das alles habe König mehr oder weniger außer Acht gelassen. Von Anfang an betone der Dichter, daß er nichts hinzu erfinden wolle, also müsse man ein Tagebuch in Reimen erwarten. Dazu bedürfe es aber keiner Dichtungskraft, nur eines guten Gedächtnisses. Das Hohe liege hier in dem Plane, nicht in der Ausführung; diese bestehe aus bloßen mechanischen Übungen und Bewegungen und habe nichts großes in sich. Eigentlich sei August der Poet, nicht König; da alles nur Nachahmung wirklicher Begebenheiten sei, fehle jeder Glückswechsel, folglich jede Spannung für den Leser, welcher nur bewundre, aber nicht mitempfinde. Die einzelnen Begebenheiten stehen in keinem organischen Zusammenhang miteinander. Die Materie sei daher schon ihren innern Voraussetzungen nach nicht für ein Gedicht geeignet. Außerdem lasse es der Dichter an allem fehlen, was poetische Thätigkeit heißt. Er habe zwar die Notwendigkeit erkannt, poetisch zu schreiben, habe es auch versucht, es sei ihm aber nicht gelungen. Das ganze sei ein Gewebe von Beschreibungen und Karnevalserzählungen, ohne Sitten, moralische Handlungen und Leben. Dies zeige sich hauptsächlich darin, daß er mehr auf Beschreibung der Kleider, als der Helden selbst sehe und namentlich die Schilderung der Pferde sei übertrieben genau. Wenn König sein Gedicht fortsetzen wolle, meint er zum Schluß, müsse er mehr poetisches Wesen hineinbringen. Prosa in Reime gebracht, sei nach der Ansicht mancher Leute zwar

ein Gedicht, er aber sei anderer Meinung. Als Probe, wie König hätte verfahren können, fügt er zum Schluß 42 Verse an als Eingang zu dessen Gedicht auf das Lager.

Mit dieser Kritik, die schon etwas verspätet erschien, war das Gedicht bei allen, die etwas mehr Geschmack besaßen, endgültig abgethan und soll es auch für uns sein. —

Um von der Hofdichtung Königs ein geschlossenes Bild zu geben, müssen wir noch mit einem Worte seiner Stegreifdichtungen anläßlich der Hoffestlichkeiten, worin sich noch lange die Traditionen des alten Pritschmeisteramtes wiederspiegelten, gedenken, so wenig dieselben poetischen Wert besitzen. Wie ich aber bereits früher einmal andeutete, waren gerade diese flüchtigen, gehaltlosen Reimereien, bei denen es nur darauf ankam, in kurzen Worten einen Witz, ein Compliment oder eine Zweideutigkeit anzubringen, der Anlaß, daß in spätern Jahren Königs Stil an Ursprünglichkeit und Frische verlor, daß die formelle Eleganz, welche seine Dichtungen bis zu einem gewissen Grade vor andern voraushatten, allmählich entschwand und an ihre Stelle die Phrase und die Sucht nach augenblicklichen Effekten trat. Mitunter findet sich wohl ein guter Witz, eine hübsche Pointe, wie denn überhaupt König in dem epigrammatisch zugespitzten Scherz- und Sinngedicht seit früher Zeit recht glücklich war. Im allgemeinen aber sind diese auf Befehl gefertigten Reimereien das elendeste und schlechteste, was er je zu Tage gefördert hat und ich begnüge mich daher die Produkte seiner Stegreifpoesie hier nur aufzuzählen, ohne mich auf Einzelheiten einzulassen:

1. Eilfertige Gedanken auf die von Sr. Königl. Majest. in Polen etc. angestellte Wirtschaft der zwölf Nationen. 1719.

2. Eilfertige Gedanken bei dem Schnepperschiessen 1720. 24 Nummern.

3. Dressdnische Karnevals-Lust, bestehend in poetischen Einfällen über das Königl. Büchssenschiessen und Schertz-Gedichte über die daselbst gehaltene Bauernwirtschaft. 1721.

4. Schertz- und Sinngedichte über die prächtige Wirtschaft der Schäfer, Winzer, Gärtner und Müller. 1725.

5. Schertz- und Sinngedichte über die Wirtschaft der französischen Bauern. 1728.

6. Dressdnische Fast-Nachts-Lustbarkeiten, bestehend in Schertz- und Sinn-Gedichten über die .... Handwerks-Wirtschaft. 1730.

Der Charakter ist überall derselbe. Derber Witz in faden Reimen, versteckte und offne Zote, galante Komplimente und Schmeicheleien.

Was die sogenannten Wirtschaften anlangt, so verweise ich in der Hauptsache auf die Abhandlungen von Borinski[1]) und Flögel[2]) und gebe hier nur einen kurzen Auszug aus den Darstellungen dieser Beiden. Es war eine speziell an deutschen Fürstenhöfen sehr beliebte Gattung von Maskeraden, welche später in Frankreich in den sogenannten Hotelleries Nachahmung fanden. Das älteste derartige Werk ist nach Borinski Jac. Baldes Poesis osca sive Drama Georgicum, am bayrischen Hofe zu München aufgeführt 1647. Besonders gepflegt wurde sodann diese Gattung durch Besser, dessen Scheeren-Schleiferwirtschaft am preußischen Hofe 1690 sich besondren Beifalls erfreute, Hoffmannswaldau, Neukirch, Canitz und König. Der Schauplatz der Festlichkeit war das ein Wirtshaus vorstellende Schloß, der Fürst und seine Gemahlin, häufig auch eine Maitresse, spielten den Wirt und die Wirtin, die herbeiströmenden Gäste — Bauern, Zigeuner, Schäfer, Handwerker u. s. f. — wurden vom Hofpersonal dargestellt und vom Hofpoeten mit mehr oder weniger anzüglichen Versen begrüßt. Die Hauptsache bildete dabei die Entfaltung des größten Aufwandes an Kostümen und Dekorationen. Am sächsischen Hofe, unter den eigensten Angaben des üppigen und verschwenderischen August II. gestalteten sich

---

[1]) Borinski, die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts. S. o.

[2]) Flögel, Geschichte des Grotesk-Komischen. S. 241—244.

diese Festlichkeiten naturgemäß ganz besonders großartig, nach seinem Tode scheinen sie aber aus der Mode gekommen zu sein. —

Von der eigentlichen Gelegenheitspoesie Königs ist natürlich noch weniger zu sagen als von dieser offiziellen Dichtung. Die Unmenge seiner Gratulations- und Kondolationsgedichte unterscheidet sich in nichts von denen seiner Zeitgenossen, außer daß sie, entsprechend seiner Stellung, in den meisten Fällen an hochstehende Männer und Frauen gerichtet, was sie aber fast noch farbloser als andere Machwerke gleicher Art erscheinen läßt. Über sie daher noch Worte zu machen, hieße Raum und Zeit verschwenden und ich wende mich daher lieber einer erfreulicheren Seite von Königs Thätigkeit zu, seinen Bemühungen, den guten Geschmack zu predigen und dem lohensteinischen Schwulste ein Ende zu bereiten. —

Ich habe im Verlauf meiner Darstellung schon oft Gelegenheit gehabt, auf Königs poetische Ansichten hinzuweisen, so daß ich an dieser Stelle mich mit der Zusammenfassung der Hauptsachen begnügen kann. Seit dem Jahre 1719, wo er mit einem Hauptvertreter einer natürlicheren Geschmacksrichtung, mit Besser in intimere Beziehungen getreten war, hatten sich seine bis dahin unklaren und widerspruchsvollen Anschauungen mehr und mehr geklärt, in dem ersten Briefe an Bodmer vom 28. März 1724 sehen wir ihn schon ganz im Lager des sogenannten guten Geschmacks. Der Verkehr mit dem Schweizer, dessen Diskurse der Mahlern ihm manche Anregung und Förderung gewährten, bestärkte ihn mehr und mehr in den einmal gewonnenen Ansichten und in den folgenden Jahren bereitete er in der Boberfeldischen Gesellschaft einen vernichtenden Schlag vor gegen den üblen Geschmack des Hamburger Patrioten und seiner Verfasser Brockes, Weichmann und Triller.[1]) Zu diesem Zwecke kam

[1]) Das nähere über diesen Plan s. i. Brandl, B. H. Brockes, Anhang. Briefe Königs an Bodmer. Ferner in Königs Gedichten der Brief Prof. Krauses aus Wittenberg an König. Anhang, S. 632—637.

ihm sein Verkehr mit Bodmer sehr gelegen, denn dieser hatte in seinen ersten kritischen Schriften ebenfalls gegen Brockes und dessen Manier geeifert und konnte schon damals als Vorkämpfer einer reineren Geschmacksrichtung gelten. Bei König freilich waren neben seinen poetischen Ansichten in erster Linie, wie stets bei seinen Neigungen und Feindschaften, rein persönliche Motive maßgebend. Er stand in seinen neugewonnenen Anschauungen denen der früheren Freunde diametral gegenüber und es mochte wohl infolge dieses Gesinnungswechsels, welcher den Hamburgern früh bekannt wurde, zunächst eine Erkältung eingetreten sein, die endlich von seiten Brockes zu einem Schritt führte, den König als Beleidigung schlimmster Art auffaßte und der ihn in den Kampf gegen den vermeintlichen Feind trieb. Brockes hatte nämlich in einer neuen Auflage seines Kindermords die Vorrede Königs, in welcher dieser, wie wir uns erinnern, noch ganz den Standpunkt Lohensteins einnahm, entfernt und durch Weichmann eine neue schreiben lassen.

Diese anscheinend böswillige Unterdrückung seiner Verdienste brachte den Dresdener Hofpoeten in Harnisch und er beschloß, den ungetreuen Freund aufs empfindlichste zu strafen und in ihm der ganzen verderbten Geschmacksrichtung einen Schlag zu versetzen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit Bodmer und Prof. Krause in Wittenberg, demselben, durch dessen Vermittlung später Gottsched die Bekanntschaft des Hofpoeten machte. König mochte vielleicht glauben, durch einen derartigen öffentlichen Angriff die Erinnerung an seine frühere Gefolgschaft im Heere des Marino völlig tilgen zu können. Mit dem Jahre 1725 waren die Verhandlungen über die Boberfeldische Gesellschaft im Gange, man teilte sich gegenseitig die Stücke mit, welche man einrücken wollte, unter dem Pseudonym Venator wollte Bodmer, unter dem Büchners Krause, als Nüßler König seine Abhandlungen erscheinen lassen. Alles war fertig, ein Verleger bereits gefunden, da brachen, infolge einer Reihe von Mißverständnissen

im eignen Lager Streitigkeiten aus, man begann an der gegenseitigen Redlichkeit der Gesinnungen zu zweifeln, stichelte auf einander und während noch äußerlich das Einvernehmen leidlich gewahrt bleibt, sehen wir König bereits Gottsched gegen die Schweizer, namentlich gegen deren Antipatrioten zum Kampfe aufhetzen, obwohl er anderseits gerade über den Leipziger Magister sich recht geringschätzig ausspricht, kurz, das Verhältnis wurde vornehmlich durch Königs zweideutige Haltung immer loser, bis es gegen Ende 1727 oder vielleicht noch etwas später zum endgültigen Zerfall kam, der allerdings hier nicht so schroffe Formen, wie später der mit Gottsched, annahm. Es lag dies wohl hauptsächlich darin, daß in diesem Falle die innere Übereinstimmung eine größere war, der Einfluß Bodmers auf Königs dichterische Leistungen und theoretische Anschauungen darf nicht unterschätzt werden, anderseits wußte auch Bodmer aus dem Verkehr mit dem älteren und erfahrenen Zeitgenossen manchen Vorteil und manche Belehrung zu ziehen. So geht z. B. die Betonung der Bildlichkeit der Dichtung, welche König nachher so völlig verkehrt in die Praxis übersetzte, auf Bodmers Einfluß zurück; in der Forderung, daß die Poesie lebenatmend und in sich geschlossen sein solle, stimmt Königs Abhandlung vom guten Geschmack mit den Diskursen Bodmers überein und in formellen Dingen suchte König direkt den Forderungen des Schweizers gerecht zu werden. So schreibt er diesem 1725,[1]) er habe eine Ode verfertigt, die er ihm mitsende, welche den Beifall sowohl des Hofes als der gelehrten Welt erworben habe, **zumahl es die erste ist, die auf solche Art in teutsch geschrieben worden; Ihre Approbation aber wird mir noch mehr gelten, als aller andern, ich denke, dass ich nichts vom Charakter der Ode darinn versäumt, welchen Sie in ihren Diskursen der Mahler gesetzt.** Vermutlich ist es die Ode auf die Geburt einer Prinzessin im Jahre 1725, wenigstens

---

[1]) **Anglia I, S. 460—68.**

ist die Übereinstimmung mit Ansichten Bodmers hier am bedeutendsten, wenn er die Dichtkunst um Beistand anruft, daß sie ihm helfe, fremd und lebhaft, nach dem Muster der Alten zu dichten, mit fruchtbarer Erfindungskraft neue Bilder zu schaffen, das Wunderbare zu finden, was in der Ode herrschen soll, daß er der Alten Kunst ergründe, ohne ihre heidnischen Vorstellungen überall hineinzuflicken, endlich, daß er Gedanken, Fall und Maaß in freier Ordnung setze. Dies heiße dann zugleich den alten Dichtern folgen und der deutschen Sprechnatur gerecht werden. Ebenso spürt man in den folgenden 4 Strophen Bodmers Einwirkung neben seinen eignen Gedanken über die dunkle Schreibart, den Schulwitz und die Schmeichellügen, wenn er schließlich die Wahrheit ohne die nichts schön zur Führerin erwählt als die reinste Quelle aller Schönheit.

> Du besserst den Geschmack, du leitest den Verstand,
> Dass ich nicht, als berauscht, mich aus mir selbst verliehre,
> Noch auch durch Flittergold den falschen Einfall ziere,
> Du Wahrheit!

Es gehört diese Ode zum besten, was König je geschrieben hat und ihre Bedeutung wird noch erhöht, wenn man bedenkt, daß er in ihr zum erstenmale freimütig seinen Standpunkt bekennt und seine litterarischen Ansichten öffentlich zum Ausdruck bringt. Auf diesem Wege nun ging er, nachdem seine Versuche, im Bunde mit Bodmer den Kampf gegen Unnatur und Ungeschmack aufzunehmen, fehlgeschlagen, weiter und erreichte den Höhepunkt in seiner Schrift Untersuchung von dem guten Geschmack in der Dicht- und Redekunst, welche er als Anhang seiner Ausgabe der Gedichte Rudolfs von Canitz im Jahre 1727 beigab. Es ist wohl das beste, was je aus seiner Feder geflossen ist und zeigt, was er leisten konnte, wenn er frei von Einflüssen des Hofes seinen eignen Neigungen und Überzeugungen nachgehen durfte. Ich fasse hier kurz die Hauptpunkte zusammen und verweise im übrigen auf R. Hildebrands kurze Abhandlung Geschmack in An-

wendung auf das Schöne, zugleich ein Hauptstück innerer Literaturgeschichte [1]), welcher diese Schrift in den allgemeinen Zusammenhang der ästhetischen Anschauungen jener Zeit bringt.

Zunächst giebt König eine kurze geschichtliche Übersicht über Entwicklung, Blüte und Verfall des guten Geschmacks bei den verschiedenen Kulturvölkern, wobei am interessantesten für uns natürlich seine Auslassungen über Marino sind, den früher angebeteten Meister, der jetzt zum alten Eisen geworfen ist. In kurzem Auszug gebe ich Königs Worte wieder [2]):

Wie aber im Gegentheil gantz Welschland aufs neue zu derselben Zeit von dem üblen Geschmack aus der Schule des Marino als mit einer Pest angesteckt, und der Italienische Parnass mit schwülstigen Metaphoren, falschen Gedanken, gezwungenen Künsteleyen, hyberbolischen Ausdrückungen, weithergesuchten Allegorien, schulfüchsischen Erfindungen, übelangebrachter Belesenheit und hundert andern kindischen und geschminkten Auszierungen heimgesucht ward, so zog sich dieses Gifft mit den Marinischen Schrifften, auch nach Teutschland.

Lohenstein sei der Hauptvertreter gewesen und wie in Frankreich Marino durch Boileau, so sei in Deutschland der Schwulst durch Canitz und Besser überwunden worden. Diese beiden Männer hätten die Dichtkunst von der Unnatur zu den Schriften der Alten und der Nachahmung der Natur zurückgeführt. Da aber noch immer zahlreiche Leute Anhänger des falschen Geschmacks seien, so ergreife er bei Herausgabe eines deutschen Poeten von gutem Geschmack die Gelegenheit, dem falschen die Larve abzuziehen und die Prinzipien des wahren und guten festzustellen.

Nun beginnt die eigentliche Untersuchung, welche von dem natürlichen Begriff des Wortes Geschmack als einen der fünf Sinne ausgehend zu dem übertragenen Begriffe Geschmack

[1]) Zeitschrift f. d. Unterricht 6, 665—680.

[2]) S. 236 der Ausgabe vom Jahre 1727.

gleich französisch goût gelangt, um von da unter unendlicher Weitschweifigkeit, aber stets das Ziel im Auge behaltend, auf die engeren Definitionen zu kommen und aus diesen die unvermeidlichen Nutzanwendungen zu ziehen.

Geschmack ist Empfindung, sowohl natürliche wie innerliche, welch letztre man mit Eindruck, Beurteilung, Zu- und Abneigung, Wahl, Gedächtnis, Einbildungs- und Beurteilungskraft bezeichnen kann. Er ist jedem Sinn gemein. **Geschmack ist diejenige Empfindung, welche in dem gemeinen Sinne durch diejenigen Eindrücke gebohren wird, die unsere sinnlichen Werkzeuge verschiedentlich empfangen** oder verständlicher, als diese geschraubte Definition, nach Dubos **derjenige Sinn, welcher den Wert eines jeglichen Dinges beurteilt,** ohne aber ein selbständiger sechster Sinn zu sein.

Enger gefaßt ist sodann Geschmack Empfindung ohne genaueres Urteil über Ordnung, Gleichförmigkeit, Schönheit oder Nutzen nach allen Regeln. Deshalb sind Geschmack und Verstand zu trennen, erstrer fühlt, letztrer prüft, erstrer giebt Empfindungen, letztrer Begriffe.

Der Geschmack des Verstandes ist die zusammengesetzte Kraft der Seele zu empfinden und zu urteilen.

Geschmack an sich gliedert sich in guten und schlimmen. **Nach dem Maasse nun, als unsere innerliche Empfindung und Beurtheilungs-Krafft mehr oder weniger vollkommen, folglich fähig oder unfähig ist, einen Gegenstand nach seinen verschiedenen Arten, Gestalten und Eintheilungen, wie er sich wirklich befindet, zu erkennen und zu entscheiden, nach dem heisst man solches einen schlimmen oder guten Geschmack.**

Um Geschmack zu haben braucht man Gedächtnis und Einbildungskraft. Aus diesen beiden Grundfaktoren entsteht der feine Witz, welcher zur Wahrnehmung und Auffindung des Wahrscheinlichen und der Ähnlichkeiten der Dinge vonnöten und wenn er von starker Beurteilungskraft beherrscht

wird, zur Erfindung und Prüfung des wahren und zur Erzeugung des guten Geschmacks fähig ist.

Es giebt einen allgemeinen und besonders guten Geschmack. Der allgemeine ist der Richter des besonderen. Der allgemeine gute Geschmack ist eine aus gesundem Witz und scharffer Urtheilungs-Krafft erzeugte Fertigkeit des Verstandes, das wahre, gute und schöne richtig zu empfinden, und dem falschen, schlimmen und hesslichten vorzuziehen; wodurch im Willen eine gründliche Wahl, und in der Ausübung eine geschickte Anwendung erfolget.

Der schlimme Geschmack ist das Gegenteil davon. Die Bedeutung des Wortes ist einmal leidend, einmal wirkend, so dass der Geschmack manchmahl die Fähigkeit bedeutet, welche würket und bissweilen die Würkung, so hervorgebracht wird.

Der allgemeine gute Geschmack ist demnach ein vollkommner Begriff des vollkommnen, in allen Dingen, in allen Künsten und menschlichen Verrichtungen. Richtige Übereinstimmung unsrer Gedanken und Handlungen mit der Natur und der wahren Vernunft. Eine fertige Empfindung welche an sich allen Menschen von Natur gemein ist, doch bedarf es, um sie gewiß und nützlich zu machen, der Prüfung, des Fleißes, der Kunst und Übung. Denn Gewißheit giebt nur deutliche Erkenntnis, welche auf ordentlichen Begriffen beruht, zu welchen außer Witz, Urteilskraft und Empfindung Unterricht, Untersuchung und Übung gehören.

Unterschied von Geschmack und Urteil geschieht nach Art ihrer Wirkungen.

Geschmack nennt man die, natürliche oder verbesserte, fertige Empfindung der Seele auf den ersten Eindruck.

Urteil die Thätigkeit der Seele, welche, nach vorheriger Verknüpfung oder Trennung unterschiedener Begriffe, durch Beweisgründe schließt.

Geschmack wird hauptsächlich da gebraucht, wo Empfindung allein vorhanden ist, oder mit dem Verstande ver-

einigt ist, Urteil, wo Verstand allein, ohne Empfindung, wirkt. Geschmack schließt allemal Beurteilung, Urteil nicht notwendig Geschmack in sich. Wo beide zusammenstehen, giebt es den vollkommnen guten Geschmack.

Durch verschiedene Anwendung wird nun dieser an sich unwandelbare allgemeine gute Geschmack zum besondern. Dieser ist sehr verschieden nach Volk, Gemüt, Gebräuchen, Lehren und Wissen.

Es folgen Definitionen des Geschmacks in der Gottesgelehrtheit, der Sittenlehre, der Weltklugheit und schließlich des Geschmacks in den Wissenschaften und Künsten.

Hier ist er ein fertiges Vermögen, von dem unrichtigen und schlechten das gründliche und beste zu entscheiden, jenes zu meiden, diesem nachzuspüren.

Der gute Geschmack in der Dicht- und Redekunst endlich ist eine Fertigkeit des Verstandes, das wahre gute und schöne richtig zu empfinden, und von dem falschen, schlimmen und hässlichen, sowohl was die Gedanken und die Ausdrückungen als die gantze Einrichtung betrifft, genau zu entscheiden: wodurch im Willen eine gründliche Wahl, und in der Ausübung eine geschickte Anwendung erfolget.

Der schlimme Geschmack ist wiederum das Gegenteil. Der Geschmack ist nun entweder empfindend oder wirkend. Der empfindende ist diejenige Fertigkeit unsrer Seele, welche dienet, die allerverborgensten Fehler, wie die allerfeinsten Schönheiten einer Schrift zu entdecken und fertig zu beurteilen.

Der würkende Geschmack ist diejenige Fertigkeit, krafft welcher jemand ausserdem, dass er über fremde Werke genau richtet, auch selbst geschickt ist, seine eigne Arbeit mit den Eigenschafften des guten Geschmacks anzufüllen, mithin nach dessen Regeln etwas aufzusetzen.

Der empfindende ist der leichteste, der wirkende gehört dem Meister. Ein solcher Geschmack ist nach seiner Verschiedenheit und nach seiner Beschaffenheit zu betrachten.

Nach seiner Beschaffenheit heißt er gut, besser, schlimm, natürlich, fein, sittsam, stark, edel, rein, regelmäßig, ungezwungen, männlich, erhaben resp. deren Gegenteil.

Nach der Verschiedenheit ihn zu beurteilen ist weit umständlicher. Man muß dazu Dinge heranziehen, die wir lesen, hören, sehen, verrichten, lieben oder hassen. Nicht bei allen Menschen ist der Geschmack gleich, man kann deshalb den Geschmack eines andern nicht tadeln, wenn die Hauptbegriffe des Guten, Wahren und Schönen stimmen. Erst wo dies nicht der Fall, kommt die Beschaffenheit in Betracht.

Die Schönheiten und Zierlichkeiten in einer Schrift weislich und mäßig austeilen heißt Geschmack, aus dem Mangel dieser Fähigkeit rührt der Irrtum aller verderbten Schreibarten her.

In einer Fortsetzung verspricht er, das Wesen des Wahren, Guten und Schönen zu erklären und die Mittel anzugeben, durch welche man in seinen Besitz gelangen könnte, worin er natürlich schon längst zu sein glaubte.

Königs Abhandlung teilt den Fehler, welcher damals durch die ganze poetische Auffassung ging, die Ansicht, daß Dichten eine durch feste Regeln kunstmäßig zu erlernende Fähigkeit sei, was er mit dem wirkenden Geschmack bezeichnet. Dichterische Begabung kennt er nicht, — er redet immer nur von Empfindungen, von natürlichen Fertigkeiten des Geschmacks, die durch Urteil und Kunst verstärkt und zu nutzbringender Anwendung erzogen werden können, das alles ist aber eine rein äußerlich verstandesmäßige Auffassung der Poesie, ein Schematisieren der dichterischen Empfindung und Thätigkeit ist sein Ziel, weil er dadurch Dichter erziehen zu können glaubt. Hätte er, wie er es anfänglich thut, die Definition des Geschmacks auf Kritik, bewußte, nach festen Regeln geschulte Kritik, welche der Einzelne an fremde wie an eigne Werke anlegen soll, beschränkt, so hätte er das richtige getroffen, wenigstens von seinem und seiner Zeit Standpunkt aus, während für uns ja diese Begriffe keineswegs synonym sind. So aber

zerstört dieser Versuch, Geschmack für dichterische Begabung an sich auszugeben, den Eindruck, welchen die mit scharfem Verstande und guter Einsicht geschriebene Arbeit hervorzurufen geeignet war. Sein eignes Dichten beweist ja schon, daß der gute Geschmack wohl eine gewisse formalistische Vollkommenheit erzeugen kann, daß er allein aber nicht fähig ist, ohne das größre Erfordernis, ohne innere Begabung, einen Dichter zu schaffen. An Stelle der Seele, welche den theoretisch konstruierten Mechanismus allein zum Leben hätte erwecken können, setzte er die Regel und so interessante Ausblicke auf sein eignes Verfahren die geplante Fortsetzung uns auch gegeben haben würde, von allgemeiner Bedeutung für einen wirklichen Dichter wäre sie eben so wenig gewesen, wie Gottscheds und Breitingers Versuche auf dem gleichen Gebiete und sie würde sich von diesen im wesentlichen wahrscheinlich nur durch größere Schwerfälligkeit unterschieden haben.

Das große Verdienst der Abhandlung liegt darin, daß er zum ersten Male es unternahm, das Wort Geschmack, welches in Deutschland erst seit Thomasius 1687 in dieser übertragenen Bedeutung gebraucht wurde, theoretisch nach seiner Bedeutung zu erläutern und seinen eigentlichen Begriff festzustellen, um dadurch der großen Masse eine klare Vorstellung von dem zu geben, was man von einem dichterischen Kunstwerk verlangen könne und was man verwerfen müsse, das heißt, daß er zum ersten Male gewisse Grundsätze einer bewußten Kritik aufstellte. Bisher hatte sich diese, wenn man die Ansätze überhaupt schon so nennen will, lediglich mit der äußern Form der gebotenen Dichtungen begnügt, ein Eindringen in den Gehalt des Werkes war nur selten und dann unbewußt, ohne Konsequenz, versucht worden. An seinen eignen Werken erprobte allerdings König die Stichhaltigkeit seiner Prinzipien nicht, den Zwiespalt zwischen Wollen und Können, zwischen Theorie und Praxis in seinem eignen Innern vermochte auch dieses in seinen Grundelementen so richtig fundierte Prinzip nicht zu überbrücken. Wohl aber sehen wir

ihn an Werken andrer die Probe machen, freilich nicht unparteiisch und durch kein Vorurteil getrübt, immerhin aber doch mit richtigem Verständnis und unter dem Gesichtspunkt der meisten einmal gewonnenen Ansichten, denn ab und zu beugt er das Haupt vor der Autorität und läßt so manches durchgehen, was seinem poetischen Gewissen nicht entsprechen konnte. Aber diese Autoritäten waren keine geringeren als Canitz und Besser, als deren gelehrigen und gehorsamen Schüler wir ihn schon kennen gelernt haben. Die Ausgabe der Gedichte des Freiherrn von Canitz, welche ursprünglich von den Schweizern geplant, später aber König überlassen worden war, erschien im Jahre 1727, als Anhang war die Abhandlung vom guten Geschmack beigedruckt. Es ist eine Arbeit des größten Fleißes und peinlichster Genauigkeit, wenn man von den Mängeln absieht, welche für uns das Werk nur schwer genießbar machen, für die damalige Zeit aber kaum als solche empfunden wurden, der weitschweifige Vorbericht, das Ehrengedächtnis des Canitzschen Ehepaares und die endlose Lebensbeschreibung, welche zusammen mit der Widmung an den Grafen von Wackerbart und den Erklärungen der Kupfer einen Raum von 232 Seiten beanspruchen ehe man zu dem eigentlichen Text gelangt, der, durch zahlreiche Anmerkungen Königs erweitert, doch nur 226 Seiten einnimmt. Über die Methode giebt der Vorbericht genaue Kunde. Ich hebe daraus nur den einen Passus hervor, wo er sein Verfahren, daß er auch weniger gute Stücke aufnehme zu verteidigen sucht, weil er auf König selbst einen Bezug hat, den er freilich nicht ahnen konnte.

Wenn die Canitzischen Gedichte schlecht sind, so werden sie durch alle Lob-Sprüche, die ich ihnen geben möchte, nicht besser. Sind sie aber gut, so können auch alle Wiedersprechungen nicht zu wege bringen, dass man sie nicht schön befinden solte. Die Nachwelt ist ein unpartheyischer Richter, der sich nicht bestechen, und sich seinen Beyfall weder abbetteln noch abtrotzen läst;

vielweniger sein Urteil nach den eigennützigen Vorreden der Schmeichler oder Neider abzufassen pfleget.

Das gleiche, wie von der Ausgabe des Canitz gilt von der von Bessers, welche im Jahre 1732 in zwei Bänden erschien und neben seinen Gedichten auch Prosaschriften enthält. Nur überwiegen hier schon die Unarten beinahe die Vorzüge, die Vorreden, Erklärungen der Kupfer und vor allem die Lebensbeschreibung, welche für König allerdings schon deshalb interessanter sein mußte, weil er darin einen guten Teil eigner Erlebnisse wiedergeben konnte, sind von einer unerträglichen Breite, auch scheint die Auswahl der Gedichte keine so glückliche zu sein, wie bei Canitz, sie nimmt zum mindesten Sachen auf, die der Ausgabe keineswegs zur Zierde gereichen. Dem zweiten Bande ist eine Abhandlung über die Beschaffenheit der einsylbigen Wörter in der deutschen Dichtkunst angehängt, welche aber nichts enthält, als eine Fülle von Citaten und Hin- und Widerreden, um darzuthun, daß in einem Verse ganz gut mehrere einsilbige Worte aufeinander folgen könnten. Einen tiefern Wert besitzt die weitschweifige Abhandlung nicht.

Endlich soll König nach Rost auch die Absicht gehabt haben, die Werke Flemings herauszugeben, scheint aber mit den Arbeiten für eine solche immerhin schwierige Aufgabe nicht weit gekommen zu sein, wenigstens hören wir sonst nirgends davon reden. —

Die Thätigkeit als Herausgeber hatte aber neben dem Zweck, den guten Geschmack zu verbreiten, noch einen weiteren, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Es war zugleich die Absicht Königs, der am sächsischen Hofe verachteten deutschen Sprache und Litteratur von neuem Achtung und Anerkennung zu verschaffen. Dieselbe war hier so gut wie ausgestorben, man sprach, schrieb und dachte französisch, italienische und französische Opern und Ballete beherrschten die Bühne. König erkannte bald, nachdem er nach Dresden gekommen war, daß es seine Aufgabe sei, hier Wandel zu schaffen. Er

nahm sich derselben mit vollem Bewußtsein an und hatte die Genugthuung, allmählich seine Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen. Die vornehmen Herren begannen sich für die Sache zu interessieren, Männer wie Manteuffel, Wackerbart, Flemming nahmen Anteil an Königs Bestrebungen und trugen die Bewegung in immer weitre Kreise.

Schon in der deutschübenden Gesellschaft war hin und wieder auch das sprachliche Element betont worden gegenüber den fremden Einflüssen, welche sich von allen Seiten geltend machten, aber von einer konsequenten und bewußten Durchführung des gewonnenen Prinzips war noch keine Rede. Doch waren die hier erhaltenen Anregungen auf König nicht ohne bleibenden Einfluß gewesen und erhielten in Dresden durch Besser erneuten Anstoß. In seinen eignen Dichtungen hielt er sich demgemäß fern von Auswüchsen auf diesem Gebiete, während seine Prosa, mehr noch seine Briefe in einem Stil verfaßt sind, der, von Fremdwörtern wimmelnd, mitunter jeder Beschreibung spottet und jedenfalls Gottsched häufig genug Anlaß geben konnte, sich über den Dresdner Gönner lustig zu machen.

Ehe man aber die deutsche Sprache des Hofes reinigen konnte, mußte man sie daselbst erst einführen. Dies versuchte, wie gesagt, König und zwar, wie es scheint, mit gutem Erfolg. Vorausgegangen war ihm auch auf diesem Gebiete sein Freund und Meister Besser, dessen Werke er denn, neben der Hochachtung für ihn, hauptsächlich deshalb herausgab, weil er **die Teutsche Sprache, durch seine natürliche und sinnreiche Schreib-Art, zuerst wieder nach Hofe gebracht und einer von den vornehmsten ist, die den guten Geschmack bey uns hergestellet**[1]). Es war also ein zielbewußtes Streben und wie erfolgreich dasselbe war, zeigt die Bemerkung in der Vorrede, welche König zu Steinbachs vollständigem deutschen Wörterbuch schrieb. Er erzählt da, daß

[1]) Vorrede zu Canitz Gedichten.

auf seinen Antrag hin August II. die Errichtung einer Akademie für die deutsche Sprache in Leipzig beschlossen hätte, nach Art der französischen, wozu alle in solcher Art Wissenschafften berühmte Männer aus ganz Teutschland, als abwesende Mitglieder gezogen werden sollten. Manteuffel sollte Kanzler der Akademie werden, der König selbst den obersten Vorsitz übernehmen. Der Endzweck war: Verbesserung der deutschen Schaubühne, Abfassung einer grundrichtigen Sprachlehre, Verfertigung eines vollständigen Wörterbuchs. Leider unterblieb die Ausführung des Unternehmens, wohl hauptsächlich, weil Augusts Interesse dafür nicht dauernd gefesselt werden konnte. Es ist zu bedauern, daß dies Unternehmen, welches, unabhängig von Gottsched, dem Plane nach viel mit dessen Reformplänen gemein hat, nicht zu stande gekommen ist, jedenfalls ist das Verdienst Königs, der eifrig für Anerkennung deutscher Sprache und Litteratur auch an Fürstenhöfen eintrat, nicht hoch genug anzuschlagen. —

In gewisser Beziehung zu beiden letztbesprochenen Zweigen seiner Thätigkeit stehen Königs satirische Lustspiele, auf welche ich hier noch einzugehen habe.

Es sind 2 resp. 3 Stücke, von denen das eine anscheinend nur eine Bearbeitung der im Jahre 1721 verfaßten Oper Sokrates ist. Die beiden andern führen den Titel Die verkehrte Welt und Dressdner Schlentrian. Beide erschienen 1725 in Druck, doch sind diese Ausgaben, ebenso wenig wie ein Wiederabdruck des Dresdner Schlentrians von 1742, anscheinend nicht mehr vorhanden. Ich mußte mich daher mit Ausgaben beider Stücke aus dem Jahre 1746 begnügen. Eingehend behandelt sind, nach denselben Vorlagen, diese Lustspiele bereits von Creizenach[1]), Schlenther[2]) und Erich Schmidt[3]), auf deren Ausführungen ich mich daher im all-

[1]) Wilhelm Creizenach. Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels. Halle 1879.

[2]) P. Schlenther, Frau Gottsched. Berlin 1886.

[3]) E. Schmidt, Allg. deutsche Biogr. s. Joh. Ulr. König.

gemeinen beschränken kann. Die verkehrte Welt ist eine freie Nachbildung des Singspiels le monde renversé im theatre de la foire und nicht zu verwechseln mit dem Singspiel gleichen Namens von Praetorius aus dem Jahre 1728 komponiert von Telemann[1]), welches mit dem Stück Königs, wohl außer dem Titel nichts gemein hat. Das Stück veranlaßte Gottsched, auf diese Frucht der Opernbühne einen Ausfall zu machen, nachdem er früher, zur Zeit seines Einverständnisses mit König dasselbe in Hinblick auf eine Szene, welche vom Theaterstande in seinem Sinne redet, ein Meisterstück im guten und vernünftigen Geschmack und den Autor den teutschen Moliere genannt hatte.

Zu dem Stück selbst bemerkt König in einem Brief an Bodmer vom 15. Juni 1726[2]): Ich hoffe, dieses Lustspiel werde Sie durch die darinn vorkommende satirische und ironische traits überzeugen, dass ich nicht so sehr, als Sie in einem Briefe an Hrn. Prof. Krausen gedacht, dem grossen Hauffen nachzugeben geneigt sey, um dessen Beyfall nicht zu verliehren. Ich habe in dieser Comedie, unsrer Sprache zu gefallen, das Herz gehabt, nicht nur den verdorbenen Brocksischen und seiner Anhänger üblen Geschmack; sondern auch meinen Hoff selbst, wegen vieler Dinge, sonderlich wegen der Liebe zu auswärtigen Sprachen und Lustspielen offentlich anzutasten.

Diese Zeilen, mit deren letztem Teil eine Bemerkung Königs in seinem letzten Brief an Bodmer vom 30 Oktober 1727 allerdings in Widerspruch steht, wonach er behauptet, daß seine Komödien, da er sie nicht nach seinem, sondern einem höhern Willen habe einrichten müssen, ihm wenig ans Herz gewachsen seien, beweisen aufs neue, wie ernst es König mit seiner Mission war, den guten Geschmack zu vertreten

[1]) S. Falk, Neues Staatsbürgerliches Magazin. Schleswig 1837. Bd. V, 628.

[2]) Brandl, Brockes Anhang. S. 149.

und der deutschen Sprache und Litteratur Eingang auch in den höchsten Kreisen zu verschaffen. Die betreffende Szene, auf welche König hinzielt und welche Gottsched zu den obengedachten Lobsprüchen veranlaßte, enthält Aussprüche über den Theaterzustand der verkehrten Welt, wo im Gegensatz zur wirklichen deutsche Schauspieler und deutsche Stücke am meisten gelten und in denen kein Schwulst, keine Zote herrsche, die vielmehr neu, reich an Abwechslung, sauber in Sprache und Einrichtung, fein satirisch mit versteckten Sittenlehren angefüllt seien, deutsche Schauspiele ohne saftige Poeten.

Man sieht, wie richtig König schon lange vor Gottscheds Auftreten in dieser Richtung die Mängel und Fehler der dramatischen Litteratur im besonderen und der Dichtung überhaupt erkannt hatte, und wie er, ein Vorgänger des spätern Leipziger Diktators, unentwegt in der Periode seines fruchtbarsten und erfolgreichsten Schaffens für die einmal gewonnenen Prinzipien eintrat, eine Einsicht, welche ihn freilich selbst nicht fähig machte, in der vorgezeichneten Richtung weitergehend praktisch thätig zu sein und dem deutschen Volke, das zu bieten, was ihm fehlte: deutsche Schauspiele ohne saftige Poeten. Denn im Ganzen ist das Stück, trotz der guten Ansätze der erwähnten Szene, um nichts besser, als die soeben getadelten, Harlekin und Scaramutz sind die Hauptpersonen, deren Scherze sich von denen ihrer zahlreichen Namensvettern nicht im mindesten unterscheiden. Damit bekundet König von vornherein das Unvermögen, über das Alte hinweg zu einem neuen, bessern Ziele zu gelangen.

Das gleiche gilt von dem zweiten Lustspiel, dem **Dresdner Schlentrian**, welches ein sogenanntes Nachspiel ist und auf den Einfluß des **theatre italien** zurückgeht, an die Manier **le Grands** erinnernd. Diese Satire auf Dresdner Verhältnisse scheint allgemein beliebt gewesen zu sein, denn sie wurde dreimal aufgelegt, was sonst den Werken Königs selten zu widerfahren pflegte. Doch bewegt es sich in weit engeren Grenzen als die verkehrte Welt, deren Tendenz eine allgemeine

ist — der Kampf gegen die Unnatur in der Litteratur —, während hier rein lokale Verhältnisse ans Licht gezogen und durchgehechelt werden. Daneben existierte, wie aus einem Briefe Königs an Bodmer vom 30. April 1725 ersichtlich, noch ein drittes Stück, welches nur E. Schmidt erwähnt, sonst aber nirgends genannt wird, die Komödie Sokrates, zu welcher der Dresdnische Schlentrian das Nachspiel bildete. Beide, schreibt König, seien noch nie gedruckt worden, ungeachtet er schon sehr darum geplagt worden, sie seien in gebundener Rede und die letztere würde sonderlich dazu dienen, Ihnen von unsern Worten, Sitten und anderen Umständen Nachricht zu Ihrem Phantasten[1]) zu geben. Vielleicht ist der Sokrates nur eine Umarbeitung der früher genannten Oper gleichen Namens. Eine Ausgabe des Dresdner Schlentrian in gebundener Rede ist mir nicht zu Gesicht gekommen und ist wahrscheinlich ebenso wie der Sokrates niemals zum Druck gelangt.

Wie groß die Schwierigkeiten waren, welche König bei Aufführung dieser Stücke zu überwinden hatte, geht aus dem Brief vom 15. Mai 1725 an Bodmer hervor, in welchem er die Opern als einziges Mittel hinstellt, deutsche Schauspiele an Fürstenhöfen zur Aufführung zu bringen[2]). Denn unsre teutsche Comedianten sind insgemein solche elende unwissende und gemeine Leüthe, bringen auch solche abgeschmackte Sachen in ihren Schauspielen vor, dass niemand als der Pöfel, solche anhören kan. Daher ich neulich nur die besten Leüthe von einer teutschen Bande Comedianten zu meinem Socrates und Schlentrian ausgesucht, nachdem ich zuvor die eigenen caracteres meiner Acteurs selbst wohl geprüft, und dadurch besser réussirt, als ich anfangs hoffen können.

---

[1]) Erschien später als Der gestäupte Leipziger Diogenes. Streitschrift gegen Gottsched.

[2]) Brandl, Brockes. Anhang. S. 139.

Man sieht, es sind dieselben Klagen, wie sie einige Jahre darauf Gottsched ertönen ließ, als er es unternahm, die Bühne zu reformieren. Dieser besaß aber mehr Ausdauer und Energie, als jener, und führte unter großen Schwierigkeiten sein Werk zu Ende, während König dasselbe halbangefangen bei Seite legte. —

Es erübrigt zum Schluß noch auf die sprachlichen und metrischen Eigentümlichkeiten Königs einzugehen. Die Hauptquelle bilden die zwei schon mehrfach erwähnten Sammlungen seiner Gedichte aus den Jahren 1713 (I) und 1745 (II)[1]. Soweit nötig werde ich daneben auch seine Opern, welche in Einzeldrucken herauskamen und in den Hamburger und Weimarer Sammlungen[2]) vereinigt wurden, heranziehen.

Natürlich kann ich mich, entsprechend der Anlage dieser Abhandlung, hier nur mit den hervorstechendsten Merkmalen befassen, um festzustellen, erstens wie weit sich König von unserem heutigen Sprachgebrauche entfernt und zweitens, wie er sich im besonderen zu den sprachlichen Anforderungen Gottscheds stellt. Zu diesem Zwecke wird es nötig sein, uns noch einmal kurz zu vergegenwärtigen, unter welchen Bedingungen sich der Dichter überhaupt entwickelte, welchen Einflüssen er während seiner litterarischen Thätigkeit ausgesetzt war.

Geboren und erzogen war er in Württemberg, also unter den Einwirkungen des schwäbischen Dialekts. Noch ziemlich jung trat er sodann in den Kreis der niedersächsischen Dichter ein und verblieb in diesem sieben bis acht Jahre. Endlich seit 1719 lebte er dauernd in Dresden, also in der Sphäre des meißnischen Dialektes. Hier bildete er sich unter der Anleitung seines Gönners und Freundes Besser zu einem Schüler der canitzischen Richtung aus, welche auch in sprachlicher Hinsicht Reinheit und Natürlichkeit anstrebte. Später trat er, wenn auch nur für wenige Jahre, in nähre Berührung

---

[1]) S. Seite 13 und S. 5.

[2]) S. Seite 92.

mit Gottsched, dessen spracheinende Bestrebungen von Jahr zu Jahr an Boden gewannen. Freilich der jähe Bruch dieses Verhältnisses und namentlich die schon häufig erwähnte Halbheit Königs, die ihn in persönlichen wie künstlerischen Dingen nur selten zu abgeschlossenen Ansichten und begründeter Überzeugung durchdringen ließ, verursachten auch in dieser Hinsicht eine unsichere Haltung und ließen die guten Ansätze nicht zur Reife gelangen. Da ihm ein gründliches Verständnis der sprachlichen Regeln abging, so blieb er beständig dialektischen Einflüssen zugängig, vermochte Rückfälle in die ältre Sprache sowie direkte Verstöße gegen allgemein anerkannte Gesetze nicht zu vermeiden und wich daher, freilich ohne sich selbst immer darüber Rechenschaft zu geben, — eine bewußte, konsequente Opposition gegen Gottsched lag ihm in dieser Beziehung sicher fern — in vielen Stücken von der Sprachnorm, wie sie sein Gegner in Leipzig formulierte, beträchtlich ab. Für die ersten Jahre seines Schaffens wird man diesen Maßstab natürlich nicht anlegen können, da derartige Bestrebungen damals noch kaum Geltung besaßen, aber die zweite Sammlung, die Rost nach von König selbst durchgesehenen und korrigierten Manuskripten herausgab, weist doch, trotz des mehr als 20jährigen Aufenthalts in Sachsen, der ihn so manche Unregelmäßigkeit der früheren Periode ablegen ließ, eine entschiedene Differenz der Anschauung auf. Gottsched verfehlte denn auch nicht, an mehreren Stellen seiner deutschen Sprachkunst[1]) dem verhaßten Widersacher dafür den gebührenden Tadel zu teil werden zu lassen.

Die Aufgabe der folgenden Seiten soll es nun sein, die Größe dieser Differenz festzustellen und darüber hinaus zu untersuchen, inwieweit König sich auch da, wo er mit Gottsched zusammengeht, noch von unserer heutigen Schriftsprache unterscheidet.

---

[1]) Ich benutzte die dritte Auflage der Grundlegung einer deutschen Sprachkunst. Leipzig 1752 und werde nach dieser zitieren.

A. Zur Lautlehre.

1) Vokalismus.

Schwanken zwischen e und ö:

gestehnt (I 357; II 559); schröcklich (II 372).

Schwanken zwischen ü und i:

Dieser Wechsel, der nach v. Bahder[1]) in einer Reihe von Worten gemeindeutsch ist und hauptsächlich den Mundarten mit gerundeter Aussprache eigen ist — schweizerisch und einige md Dialekte — war schon zu Gottscheds Zeiten in den meisten Fällen im Sinne des Nhd[19 2]) entschieden und dieser erklärt daher die Formen mit ü für oberdeutsch (317 ff.). Bezeichnend für König ist, daß er gerade in der Sammlung von 1745 diese Formen bevorzugt, der Einfluß seiner oberdeutschen Heimat war also auch damals noch nicht ganz gebrochen. So finden sich:

Gebürge (II 57, 245, 317); Würbel (II 158, 224); Würkung (I 294; II 76, 77, 101, 137, 182, 300); kützeln (II 91, 367) — dieses übrigens auch bei Gottsched (317) —; Küssen (II 552); Gümpel (II 449); Zeugnüss (I 61; II 517).

Vereinzelt findet sich daneben: Kümmernissen (II 552).

ie schwankt gegen nhd[19] ü:

befliegelt (II 47); überspielt (II 9); betriegen I 106, 113) — richtig nach Gottsched (335) —.

Schwanken zwischen eu und ei:

eu gegen nhd[19] ei:

Reuter, reuten (I 30, 54, 55, 158 ....), Gottsched: Reiter (130); der Keul (I 346); Donnerkeul (I 65), Gottsched:

---

[1]) v. Bahder, Grundlagen des nhd Lautsystems. Strassburg 1890. S. 182.

[2]) Nhd[19] = Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts.

Keil (120); bezeugen (II 548; Sanc.[1]) 11); heurathen (V. W. 14, 15, 16, 25[1]), Gottsched: hei — (118); keuffen (Socr. 1[1]).

ei für nhd[19] eu findet sich nur in der allgemein im 18. Jahrhundert verbreiteten, auch von Gottsched anerkannten Form: Keicht (II 48).

Nhd[19] o (ö) schwankt mit u (ü)

versühnt (Heinr. 41[1]);

trucken (II 64); daneben trücknet (I 314).

Die Formen mit u (ü) sind nach v. Bahder (187) oberdeutschen Ursprungs.

Nhd[19] ü schwankt gegen ö:

förchten (I 284; II 411); förchtbar (I 284); daneben fürcht (Calp.[1]) A_2); missgönstig (II 566); entzönden (Alc.[1]) 17).

Nhd[19] o schwankend gegen ö (ü):

gölden (II 71, 103, 132, 225, 320);

gülden (Heinr. 30).

Abweichend von Gottsched (476) tritt bei König mitunter die damals und schon früher weitverbreitete Umbildung des Nominalsuffixes un- zu ohn- ein:

ohngefähr (II 542; V. W. 24); ohnlängst (II 280); ohnfehlbar (I 40; II 382); ohngesäumt (II 382).

Daneben richtig:

unzehlbar (II 152); unfehlbar (V. W. 21); unverhoft (I 280).

2) Umlaut.

Dieser fehlt häufig, wo er im Nhd[19] und auch schon bei Gottsched vorkommt. Diese Formen stammen aus dem Oberdeutschen. (v. Bahder 200).

Gedrucket (II 18); lauft (II 70); schaumt (II 215);

---

[1]) Sanc. = Oper Sancio 1727; V. W. = Verkehrte Welt 1725; Socr. = der geduldige Socrates 1721; Heinr. = Heindrich der Vogler 1718; Calp. = Calpurnia 1716. Alc. = Alceste 1719.

spat (II 312); Landsmannin (II 479); Perucke (II 513); geplarret (II 513).

Bezeichnend ist auch, daß diese umlautslosen Formen fast ausschließlich in der zweiten Sammlung vorkommen.

Anderseits setzt er ihn häufig, wo er Nhd[19] nicht mehr vorhanden:

Gemürmel (I 268); drüm (I 43, 44) neben drum (I 65); üm (I 23, 24, 25, 34, 35, 36), wofür später regelmäßig um-; staatskündig (II 21, 87); bunt-vielfärbig (II 52, 216), daneben vielfarbigt (II 76); kömmt (II 109, 113, 183); Mäurer (II 525); wöllen und wollen nebeneinander.

3) Vokalausstoßung.

Gottsched hat die Regel (212): Alle Wörter, die sich auf ein kurzes e endigen, sind weiblichen Geschlechts. Wie also diejenigen unrecht thun, die den weiblichen Wörtern das Endungs-e rauben; wie König:

die Genad (II 134).

Noch andre hängen ein solches auch ohne Not den Wörtern des ungewissen Geschlechts, die sich mit ge- anfangen, an. König: das Glücke, Ungelücke (I 22, 23, 44, 164, 191 . . . II 420, 431 . . .)

In der Verbindung e + r + e stößt König gegen Gottsched (314 ff.) und gegen den nhd[19] Sprachgebrauch, aber in Übereinstimmung mit weit verbreitetem Gebrauch seiner Zeit, ausschließlich das innre -e aus:

verwundrend (I 402); opfren (I 403); eifrend (I 68); jammrend (II 573); bezaubrend (II 257, 260).

In der Verbindung e + l + e kennt Gottsched nur noch sammlen (318), während König neben bereits korrekter Schreibweise noch Formen hat, wie:

stammlend (I 266; II 263); wechslend (I 179; II 47, 65); versammlet (I 249; II 81, 99, 176); lächlend (II 129, 174, 295 . . .) u. a. m.

Daneben: lispelnd (II 542); wechselnd (II 54); ver-

doppelt (Alc. 15; Heinr. 16); schmeicheln (Heinr. 19); fesseln (Socr. 19).

Das Svarabhakti-e, welches sich im nhd nach ei, au, eu vor r entwickelt, fehlt bei König noch durchgängig, während Gottsched es nur noch in einzelnen Wendungen fortließ. (Mauren Gottsched 236). König hat noch:

Maur (II 379), wofür Gottsched bereits Mauer setzt.

Bauren (II 461, 465), daneben Bauerfrau (II 472).

daurend (I 266, 243; II 220, 562) in Übereinstimmung mit Gottsched.

betrauren (I 176, 234; II 102) wie bei Gottsched.

feyren (II 92, 139, 356) gegen feyern bei Gottsched (315).

verneuren, erneurt (II 139, 192, 210) gegen erneuern bei Gottsched (313).

4) Vorsilbe ge-

Diese wird ebenfalls, entsprechend dem allgemeinen Sprachgebrauch von Nhd[18], abweichend von dem heutigen behandelt und zum Teil auch im Widerspruch mit Anforderungen Gottscheds. Dieser verwirft Formen, wie:

Gelücke (I 22, 23, 24, 163, 191, 337); Genade (II 134, 349).

Ausfall des e bei ge- findet sich, ebenfalls gegen Gottsched in:

gnug (II 377, 381, 426; V. W. 45; Heinr. 19); Gleitsmann (II 399).

Entsprechend einem ebenfalls noch weit verbreiteten Brauch des Nhd[18], der ja auch heute dichterisch noch vereinzelt vorkommt, wird die Vorsilbe ge- bisweilen bei Partizipien weggelassen:

worden (II 559; V. W. 15, 47); untergangen (I 168; II 563); kommen (II 35, 425).

Dagegen setzt König: missgelungen (II 16) gegen Nhd[19].

5) Verschmelzungen pro- und enklitischer Worte.

Gottsched eifert (507) gegen diesen Gebrauch der Poeten,

namentlich gegen das Weglassen oder Zusammenziehen von Präposition und Artikel (159):

in kram (II 458); nach Hof (II 170); bis an Morgen (II 192); in Weinberg (II 482); in Tod (II 173, 566); zum Waffen (Alc. 12), wofür Gottsched zun verlangt (159); ins Drachen Brust (II 372), falsch nach Gottsched (507).

Nach Burdach, die Sprache des jungen Goethe[1]) ist diese Verschmelzung ein Spezifikum der ältern Schriftsprache.

6) Konsonantismus:

Hier weicht König am stärksten sowohl von Gottsched wie auch von dem Sprachgebrauch von Nhd[19] ab und man kann wohl behaupten, daß er hier am meisten den dialektischen Einflüssen nachgegeben hat, wenngleich eine genaue Bestimmung der Gründe für diese Erscheinung nicht zu geben ist, ebensowenig wie es sich in einzelnen Fällen feststellen läßt, woher er die abweichende Form entlehnt hat. Ich muß mich daher mit der Aufzählung dieser Besonderheiten begnügen und kann nur, wo die Abstammung ganz sicher ist, das Weitere hinzufügen.

p für b:

Pursche (II 487; Socr. 35); praf (v) (I 201; II 517); Puckel (Socr. 42); Habspurg (II 87).

Diese Formen scheinen oberdeutschen Ursprungs zu sein, doch läßt es sich nicht fest bestimmen, da P im Anlaut weit verbreitet war. (DWB).

b für p:

blackt (II 184); Blanke (II 206); Beltz (II 534, 535; V. W. 19); Blattkopf (Socr. 16); Basch (V. W. 42).

t für d:

1. Inlaut: minter (II 5).

2. Auslaut: Gedult (I 186, 327, 328; II 15, 115, 120, 131 . . .; Madrit (II 5).

t im Auslaut im Nhd noch vielfach in früherer Zeit

[1]) Verhandlungen der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau 1884. Leipzig 1885. S. 174.

gegen den korrekten Schriftgebrauch, besonders md und oberd (v. Bahder 271).

d für t:

1. Inlaut: hinden (II 47); der Siebende (II 172).

2. Auslaut: Braband (II 7); Anwald (II 149); tod (II 16); Miedling (II 149).

Die inlautenden d sind teilweise sprachlich richtig und fälschlich in t gewandelt, so bei hinden = mhd hinden, noch im Nhd[18], sowie der Siebende, wo das d erst durch Ausgleichung beseitigt ist (v. Bahder 255).

ch für g:

billich (I 226; II 340); mach (Heinr. 42). Wohl oberd. Vergl. Paul, Mhd Gramm[3] 1889. S. 43. § 95, Anm. 2.

g für ch:

Ist nach Gottsched (184) obersächsisch, in der That war es viel weiter verbreitet, selbst der junge Goethe braucht es noch allgemein. König hat Formen wie:

Bübgen (I 202); Mädgen (I 183, 188); Vögelgen (II 40); höflig (I 97).

g für k:

zwagen (II 517); grabbeln (V. W. 47). Nd nach DWB u. Weig. DW I 851.

mb für m:

hembd (I 216); frembd (I 96; Alc. 1; VW. 43, 44); umbfangen (I 249, 276).

pf für f:

Harpfe (I 259). Das pf erhielt sich bis ins 17. Jh. im Hd nach DWB IV 2, 475.

f für pf:

Verflîchtung (VW. 46).

Die Beispiele der drei zuletzt aufgeführten Gruppen weisen auf eine Vorliebe Königs für ältere Formen hin, denn bereits nhd[18] waren dieselben zum größten Teil modernisiert. So ist hembd noch im 17. Jh. gebräuchlich (DWB IV 2, 986), ebenso frembd (DWB IV I 1, 125); umb— (Weigand DW

II 903). Verflichtung geht zurück auf mhd verphlihten (DWB XII, 966.).

B. Zur Formenlehre.

1) Substantivum.

Die Abweichungen sind hier nur gering. So treten bei König, gegen Gottsched, einzelne Masculina der starken Dekl. im Plural über in die schwache mit —n.

die Sternen (I 169; Alc. 21, 25; Socr. 25; Sanc. 35); die Blitzen (Heinr. 14); die Sinnen (I 229, 285; Socr. 30, 41; Sanc. 11); die Greisen (VW. 24); die Cristallen (I 235); die Armen (Calp. C_8).

Ebenso einige Neutra:

Die Elementen (II 253); die Gebeinen (I 251).

Die meisten Worte der schwachen Deklination nehmen auch bereits bei Gottsched im Nom. Sg. ein n an, König hat noch eine Ausnahme:

der Klumpe (II 127).

Abweichend behandelt König sodann:

der Dorn, die Dorne (I 258, 363) oder die Dörner (I 358; der Sporn, die Sporne (I 258). Gottsched nennt als korrekte Form: Dörner (241).

Ohne Plural-Endung bildet er:

die Haar (I 286) und die Kerl (VW. 46).

Vereinzelt sind Abweichungen in der Flexion der Feminina, welche nhd[18] noch weit verbreitet waren (Burdach 175):

mit seiner Klingen (Calp. A_2): der Höllen (I 359);

Gottsched wendet sich ausdrücklich (235) gegen diesen Fehler:

Aus diesen Mustern sieht man 3) dass die weiblichen Wörter sowohl in der einzelnen oder vielfachen Zahl vollkommen unabänderlich bleiben; und dass also diejenigen Unrecht thun, die bey dem Worte Frau in der zweiten, dritten und sechsten Endung ein en anflicken. (S. 237 rechnet er in diese Klasse auch sämtliche weibliche Worte, die auf e auslauten).

Häufiger als diese vereinzelten Erscheinungen tritt Geschlechtswandel ein und zwar:

1) Für nhd[19] masc.— neutr.

Der Schrecken — das Schrecken (II 412).

Das Schrecken ist spät-mhd neben der schrecke (S. Weig., DW II 639).

Der Käfig — das Kefìcht (I 123).

Das Käficht noch von den schlesischen Dichtern und im 18. Jh. noch von Süddeutschen gebraucht (DWB V 25)

2) Für nhd[19] masc. — fem.

Der Bach — die Bach (II 31, 53, 59).

Die Bach schon im M. A. weit verbreitet, namentlich in Mitteldeutschland. (DWB I 1058).

Der Schoos (I 328 — die Schoos (I 235, 317; II 264).

Die Schoos findet sich im 17., seltner in der ersten Hälfte des 18. Jhs. (Weig. II 634).

Der Saft — die Saft (I 39f.).

Die Safft entschieden ganz abweichender Sprachgebrauch, denn weder DWB VIII 1638 noch Weig. II 634 kennen eine weibliche Form.

Der Scheitel — die Scheitel (II 165).

Die Scheitel im älteren Nhd das regelmäßige, das masc. dringt vom Norden her ein (DWB VIII 2476).

Der Wankelmut — die Wankelmuht (II 366).

Die Wankelmut kennt Weig. II 1050 nicht.

3) Für nhd[19] fem. — masc.

Die Keule — der Keul (I 362).

4) Für nhd[19] neutr. — masc.

Das Zepter — der Zepter (I 234, 237, 359; II 264, 482).

Zepter bis auf unsre Zeit doppelgeschlechtig nach DWB VIII 1941.

Das Gift — der Gift (I 353).

Der Gift kommt mitunter hd vor. (Weig. I 591).

Das Band — der Band (Heinr. 1).

Der Band für vinculum nach DWB I 1019 ein tadelhafter Gebrauch niederdeutscher Schriftsteller.

Das Verdienst — der Verdienst (I 250; VW. 17).

Bei Verdienst schwankt das Geschlecht nach DWB XII 230.

Das Labyrinth — der Labyrinth (II 247).

Der Labyrinth im 16. Jh. und später, so auch noch im 18. Jh. neben der neutralen Form gebräuchlich. (DWB VI 10f.). Weigand I 890 giebt sogar eine Probe noch von Wieland.

Das Geschick — der Geschick (II 22).

Das Porcellan — der Porcellan (II 24).

5) Für nhd[19] neutr. — fem.

Das Fräulein — die Fräulein (I 402).

Das Verhör — die Verhör (Heinr. 9, 10).

Die Verhör ist bis zum 17. Jh. die korrekte Form, im Verlauf des 18. Jhs. befestigt sich das Neutrum. (DWB XII 579).

Das Merkmahl — die Merkmahl (I 285).

2) Adjectivum.

Gottsched verlangt bei der Zusammensetzung eines Substantivums und Adjektivums — in Übereinstimmung mit nhd[19] — für letzteres bei voraufgehendem bestimmtem Artikel oder Personalpron. im Plural die schwache Form. Er bemerkt dazu: Viele, die diesen Unterscheid nicht wissen, beissen hier sehr unrecht das n ab, sonderlich in gewissen Landschaften, die man daran kennen kann (251). Dieser Fehler findet sich bei König ungemein häufig, wennschon er daneben auch richtige Formen aufweist.

Die brennende Flammen (I 68); ihr sanfte Rosenlippen (I 120); ihr verliebte Herzen (I 214); die wilde Sitten (Alc. 12); ihr liebe Frauen (Socr. 33); ihr heulende Bürger (Heinr. 13); die schöne Gegenden (II 28); ihr leutselige Geberden (II 56); die erhabene Satteldecken

(II 151); deine bleiche Wangen (II 573); durch ihre matte Glieder (II 557).

Daneben setzt er richtig:

Die schönsten Blicke (Alc. 20); ihr neblichen Düfte (Heinr. 14, 15); die maurendichten Glieder (II 9); die hohlen Pauken (II 153).

Regelmäßig unflektiert bleiben bei König, wie bei vielen Schriftstellern seiner und der folgenden Zeit, die Adjektiva auf — ern:

mit silbern Borten (II 229); mit dem eisern Huf (II 47); aus ihrem wächsern Nest (II 52).

Minor, Nhd Verskunst[1]) S. 176 erklärt dies für Synkope, die noch bei Lessing bisweilen vorkomme, nach DWB III 375 sind es unflektierte Formen der älteren Zeit.

Bei Adjektiven, sowie beim Pronomen welcher setzt König gern die von Gottsched nur für das Neutrum gestattete unflektierte Form auch beim Masculinum:

welch Vogel (II 452); welch Anschlag (II 413); ein eintzig Blick (I 194).

3) Adverbialbildung.

Adverbialbildung mit abgeschwächtem e findet sich bisweilen:

wie schöne (I 90); zurücke (I 61, 238); vielleichte (I 89).

4) Zahlwörter.

In der Behandlung der Zahlwörter erlaubt er sich kaum Abweichungen, nur je einmal findet sich die weit verbreitete Schreibart beede (Socr. 41) und die nach Weig. II 1204 sehr seltene masculine Bildung des 18. Jhs. zweeter (II 287), sowie das nach Gottsched richtige: eilf (II 16) für elf.

[1]) Minor, Nhd Verskunst. Strassburg 1893.

5) Präpositionen.

Größre Freiheiten erlaubt er sich dagegen beim Gebrauch der Präpositionen:

gegen wird im Anschluß an ältern Sprachgebrauch (s. Paul, Mhd Gramm. S. 109, § 270) regelmäßig mit Dativ konstruiert (II 364, 366; Alc. 24; V. W. 12);

setz dich neben mir (I 215); bey meine Ehr! (V. W. 12);

auf einen Vogel reutend (V. W. 7); auf den Vogelschiessen (V. W. 42); auf den Tisch (V. W. 47), in welchen Fällen nach korrektem Sprachgebrauch der Dativ stehen müßte;

für eurer getreuen Freundschaft (V. W. 11); trotz ihren Schein (Alc. 11) entsprechend der Konstruktion: trotzen jemanden:

den Moder trotzen (I 270); der Wind trotzt Berge (II 22); ich trotze den neidischen Undank (II 567).

6) Verbalflexion.

Der Wechsel zwischen ie und eu in der zweiten und dritten Person Sing. der Verba der zweiten Ablautsklasse ist nhd[19] zu Gunsten des ie durchgeführt, während Gottsched (332) die älteren Formen auf eu teilweise noch als korrekt gelten läßt. So schreibt auch König noch:

schleusst (I 167); beut (I 100); fleucht (II 314); betreugt (II 15); fleusst (II 592).

Ebenso bevorzugt er im Praet. der starken Verba ältre Formen:

stund (II 40, 53, 141, 282, 315, 400), welches korrekt nach der 6. Ableitsreihe (Weig. II 805), aber bereits bei Gottsched übereinstimmend mit nhd[19] als stand erscheint (332);

sturben (I 358; II 560), ebenfalls ursprünglich korrekt, doch ist der Ausgleich nach dem Sing. Praet. starb schon bei Gottsched durchgeführt. (Vergl. Weig. II 812. Paul, Mhd Gramm. S. 67, § 160 Anm.);

pflag (II 108, 116, 410, 522, 564) gehört noch bei Gottsched der 5. Ablautsreihe an und ist von pflegte des Nhd[19], welches Gottsched nur in der Bedeutung von nutrire kennt, verschieden (331);

stohl (II 481) ist dagegen eine seltenere Analogiebildung im Anschluß an das Partizipium. Gottsched hat die richtige Form nach der 4. Ablautsklasse stahl (332).

Nach Analogie der schwachen Präterita wird bereits mhd (s. Paul, Mhd Gramm. § 156 Anm. 6 S. 64) und noch bis ins Nhd[18] vielfach an die erste und dritte Sing. Ind. der starken Präterita ein -e angehängt und zwar meist an einsilbige Formen. Gottsched warnt ausdrücklich vor dieser Bildung (322), doch findet sie sich noch beim jungen Goethe, bei Schiller u. v. a. (Burdach S. 173).

stritte (I 351; II 553); litte (II 386); triebe (II 22, 423, 444); thate (II 395); bestiege (II 161); ritte (II 53); schiene (II 372); hielte (II 374).

Das Part. verdrungen (II 315) ist ebenfalls älterem Sprachgebrauch angehörig und noch bei Lessing — Laokoon — und v. a. anzutreffen. Im Nhd[18] wurde es allmählich ersetzt durch die entsprechende Form von verdrängen. Nach Adelung soll erstere Form oberdeutsch sein. (DWB XII 249 ff).

Gegen die Flexion des Hülfszeitworts, wie sie Gottsched vorschrieb, finden sich endlich Verstöße, wenn er schreibt:

seyn und seynd (II 344, 365, 34); gewest (II 19, 144, 223, 566).

C. Wortschatz und Wortzusammensetzungen.

Königs Sprache ist im großen und ganzen die Sprache seiner Vorbilder. Er war kein originaler Kopf und vermochte es nur selten und dann meist wenig glücklich, sprachliche Neuschöpfungen zu erfinden. Es ist also in dieser Hinsicht so gut wie nichts bei ihm zu erwähnen. Aber auch in der Ver-

arbeitung des gegebenen Sprachmaterials ging er ganz schablonenhaft vor, sklavische Nachahmung, möglichst geringe Selbständigkeit war sein einziges Bestreben, eigne Wege vermochte er nicht zu wandeln. Liest man seine Jugendwerke, so glaubt man einen bald mehr bald weniger gemäßigten Lohensteinianer vor sich zu haben, liest man seine spätere Alexandrinerpoesie, so erinnert jede Zeile an die anerkannten Vorbilder Canitz und Besser. Nur daß bei ihm, dem Nachahmer, alles noch viel hohler und nichtssagender klingt, als bei den Vorbildern. Aus diesem Grunde ist denn über seinen Wortschatz wenig zu sagen, höchstens könnte man als Spezialität Königs die häufige Anwendung älterer Ausdrücke und Redewendungen ansehen. Im übrigen kann ich mich auf wenige ausgewählte Beispiele beschränken.

Zusammensetzungen.

1) Zwei Nomina:

Rosenlippen (I 120); Purpurblätter (I 106); Zuckerlust (I 281); Lebensoel (der Treue) (I 289); Purpurwunden (I 317); Thränen — Jäscht (I 235, 243), — Oel (I 269), — Perlen (I 317); Augen — Kertzen (I 295), — apfel (I 348) — brahnen (I 366); Sorgennagel (I 342); Sterbe-Bahn (I 169, 322); Hertzenleyd (Sanc. 35; Calp. C_8) Kronenbuhler (II 146).

Bezeichnend ist, daß in der zweiten Sammlung derartige Komposita so gut wie ganz verschwunden sind; die aus der ersten Sammlung hier angeführten verdanken zum größten Teil der Nachahmung des Marinismus ihr Dasein. Nachdem er sich frei gemacht, vermied er offenbar überhaupt gern derartige Zusammensetzungen oder war nicht im stande, aus eignem Vermögen neue zu schaffen.

Zwei Nomina. 1. Glied Gen.

König läßt hier, einem weitverbreiteten Gebrauche seiner Zeit folgend, das Gen. -s am Ende des ersten Substantivums weg:

Schrecken — Ort (I 266), — Nacht (I 344), — Kluft (I 350), — Burg (Alc. 31), — Wurm (II 372);

Schiff-Volk (Alc. 5), — Mann (Calp. A_8);

Engel — Bild (I 299), — Brust (I 333), — Thon (I 387).

Das Gen. -s steht in:

Trauungskertzen (I 216); Lebens-West (I 103); Königs-Prinz (II 199).

Auch von diesen Kompositen gehören nur zwei der Sammlung von 1745 an.

2) Nomen + Adj.:

unmachtsvoll (II 274); schreckensvoll (II 545); hoffnungslos (I 55); kräfftenlos (I 63); alterhaft (I 365); segenschwanger (I 236, 281, 296).

3. Adj. + Adj.: nur durch Bindestrich verknüpft:

manngeziemend-schön (II 118); unzehlbar-gross (II 152); unaussreisslich-fest (II 219); stammhaftig-untersetzt (II 248); kräftig-heilsam (II 136).

Derartige Adjektivcomposita finden sich erst in der 2. Sammlung und man kann wohl annehmen, daß sie einen Ersatz bilden sollen für die früher beliebten, jetzt verachteten Beiwörter der lohensteinischen Schule.

4) Bei der Adjektivbildung auf -ig -icht giebt König, wie seine Zeitgenossen, der nhd[19] fast ganz verdrängten Form auf icht durchgehend den Vorzug:

schweflicht (Heinr. 14, 15); neblicht (Heinr. 14, 15; II 39); schäbigt (I 12); niedrigt (V. W. 18); trollicht (V. W. 30); schattigt (II 40); vielfarbigt (II 76); schilfigt (II 80).

5) Ungewöhnlich für die Schriftsprache des 18. Jh. ist die Bildung des Suffixes zer in der Form zu—; nach v. Bahder (65) ältre Form, welche noch bei Opitz und A. Gryphius oft vorkommt. König hat:

zubrechen (I 285); zutrennen (I 87); zuschneiden (I 279); zuschlagen (I 331).

6) Verbalableitungen sind selten und dann sehr ungeschickt: Auferzucht (Heinr. 40); die Lesung (V. W. 28) für das Lesen.

7) Als oberdeutsch bezeichnet und verwirft Gottsched (369, 477) die Bildungen mit an—, wovon bei König hauptsächlich vorkommt:

anheute (II 267, 428, 528, 531); annoch (II 14, 27, 33); anitzt (II 31).

Über seine Vorliebe für ältre Worte habe ich schon mehrfach zu sprechen Gelegenheit gehabt (s. S. 157, 158) und kann mich hier im großen und ganzen auf eine kurze Aufzählung derselben beschränken:

Er verwendet von ältern Substantiven: hembd, harpfe, Verflichtung; in älterer Form kommt vor das Adj. frembd; älterm Sprachgebrauch entlehnt sind ferner Verba, wie bekleiben (II 68, 177, 504) = mhd bekleiben anhaften; beschmitzen (Sanc. 19; II 354); endlich das Part. von gedeihen gediegen, welches sonst in dieser Form im 18. Jh. nicht mehr verwendet wird: ich sah den Ruhm in einen Kern gediegen. (Vergl. DWB gedeihen Ib.). Auch die Form: es liegt mir wenig an (Sanc. 42) entspricht älterem Sprachgebrauch, doch ist sie nhd[18] noch ziemlich verbreitet.

D. Allgemeines über Königs Stil.

Was seine dichterische Ausdrucksweise anlangt, so sahen wir schon, wie er zunächst unter dem Einfluß der Hamburger Freunde dem italienischen Geschmack zuneigte, ohne sich indessen demselben gänzlich in die Arme zu werfen. Sein nach der formalen Seite früh ausgebildetes Talent fand niemals an diesen Übertreibungen und verstiegenen Ausdrücken Gefallen. Es finden sich Ausdrücke wie: sanfte Rosenlippen (I 120); der schmaragdene Stiel der Purpurblätter (I 106); ein segenschwangers Band (I 235); segenschwangre Zuckerlust (I 281), wie überhaupt alle möglichen Verbindungen mit Rosen-Purpur- Zucker rc., und namentlich seine Arien strotzen

von abgeschmackten und weit hergeholten Bildern und Beispielen. — der zwölfgestirnte Kreiss ist eine häufig wiederkehrende Phrase —. Aber früh schon nähert er sich stilistisch der strengen Regelmäßigkeit Boileaus, welches Prinzip sich dann in Dresden unter der Einwirkung Bessers zum vollen Siege durchrang. Jetzt herrscht in allen seinen Dichtungen eine lobenswerte Klarheit und Einfachheit der Diktion, welche später, infolge seiner mangelnden poetischen Begabung, oft bis zur Plattheit und abstoßenden Kälte des Tones führte. Zu einem charakteristischen Stil brachte er es freilich nie, er blieb in der Nachahmung der anerkannten Vorbilder stecken. Ängstlich sehen wir ihn jederzeit bemüht, sich vor Abweichungen von der angenommenen stilistischen Norm zu hüten, aus diesem Grunde opponiert er, im Bunde mit dem gleichgesinnten, aber weit unabhängigeren Bodmer, gegen die Sprache des ehemaligen Freundes Brockes, dessen bald allzu verstiegener, bald allzu vulgärer Ton allen sprachlichen Gesetzen von Regelmäßigkeit widersprach. Der gleiche Grund führte ihn zum Widerspruch gegen die Schweizer, welche ebenfalls ein allzu strenges Befolgen der Regeln nicht anerkennen wollten und sich sogar erkühnten, einzelne Ausdrücke Brockes in Schutz zu nehmen, was ihnen der Hofpoet sehr übel nahm. Freilich er selbst hatte von Brockes manches gelernt, was er in seiner offiziellen Dichtung zu deren Belebung recht gut verwerten konnte. So namentlich ahmte er gern die beschreibende Manier des Hamburgers nach, die Häufung von Gleichnissen und einzelnen Ausdrücken, um eine Schilderung recht anschaulich zu machen. Am stärksten tritt diese Tendenz hervor in seinem Heldenlob und dem August im Lager.

Metrik.

Ebenso wenig gefestigt, wie betreffs der Regeln der Sprache sind Königs Ansichten über Betonung und Reim. Auch hier kann ich mich, wie schon bei der Betrachtung der sprachlichen Eigentümlichkeiten, auf die Hauptsachen beschränken,

da er auch hier nirgends ihm speziell eigne Seiten aufweist, sondern getreu den Spuren seiner Vorbilder nachgeht. Im Prinzip war er natürlich Vertreter der Korrektheit und Reinheit der metrischen Formen, doch finden sich auch auf diesem Gebiet Schwankungen und Inkonsequenzen genug, allerdings meist auf Kosten der Sprache, denn das Versmaß war für ihn, wie für alle Zeitgenossen, etwas gegebenes, von dem abzuweichen man sich nicht erlauben durfte. Gegen die Gesetze der Betonung konnte man weit eher verstoßen, man nahm es darin, solange man die Silben einfach ihrer Länge und Kürze nach bemaß, nicht so genau.

So legt er oft, wenn das Versmaß es verlangt, auf nebentonige Silben einen Hauptton:

Die zu unlöschbaren und immer regen Flammen (II 245);
Nach weggeworfenen Gewehr verzagt entlauffen (II 17);

oder er läßt haupttonige Silben ohne jeden Ton:

Vergieb, durchlauchte Prinzessin (I 172);
Ein lebendiges [1]) Bild der Unschuld und der Tugend II 511).
Mit keiner sparsamen Stieff-väterlichen Hand (II 2).

Derselbe Grund gilt bei der Behandlung der Cäsur im Alexandriner. Dieselbe fällt keineswegs immer mit einem Sinnesabschnitt zusammen, sondern trennt häufig eng zusammengehörige Teile eines Satzes in der ungeschicktesten Weise, wodurch der Vers einen gehackten Rythmus erhält:

Von den aus Polen hergezogenen Ulanen (II 201);
Und Regulus kan wohl stehn bei den Scipionen (II 377);

---

[1]) Lébendig betont allerdings noch Opitz und ebenso findet es sich Ende des 17. Jhs. Es ist daher möglich, daß auch König diese Betonung ursprünglich als die richtige verwandte, doch ist sie im 2. Viertel des 18. Jhs. nicht mehr vorhanden, sodaß er die obige Betonung wohl nur des Versmaßes wegen gesetzt haben kann. (DWB VI 425; Weig. I 916). Auch betont König selbst richtig (II 209):

Als ein lebendiger schnurgleich gezogner Zaun.

Als Nebenbuhler durch Verzweiflung halb entseelt (II 384);

Er steht sich selber so muthwillg nicht entgegen (II 409);

Erweiset, dass ihr des Metellus Tochter seyd (II 441).

Die Bevorzugung des Versmaßes gegenüber der natürlichen Betonung verführt auch ihn häufig zu teilweise auffallenden Synkopen und Apokopen. Er schreibt u. a.:

ein männlichs Zeitvertreiben (II 191); standsmässig zu bedienen (II 197); ein muthigs Handpferd (II 209); erkenntlichs Stilleschweigen (II 212).

Ungemein häufig tritt auch bei König die nhd[18] verbreitete Synkope des e bei Partizipien von Worten, deren Stamm auf Dental ausgeht, ein:

veracht (II 4); gericht (II 255); verpflicht (II 267); unermüdt (II 192); gekleidt (II 201, 211).

S. hierzu Minor, Nhd Verskunst S. 176.

Im Reim erlaubt er sich ebenfalls Unregelmäßigkeiten, die bei den Anhängern Gottscheds streng verpönt waren. So verwarf jener Reime zwischen eu — ei, ü — ie, ö — e (596), während König dies Gesetz keineswegs regelmäßig befolgte, sondern häufig Reime bringt, wie folgende:

Sonnenschirme — der Winde Stürme (II 213);
erziehlet — fühlet (II 215);
geliebte — betrübte (II 215);

angepflöckt — gedeckt (II 213);
ergötzten — setzten (II 213);
empöret — gekehret (II 434);

schweigen — bezeugen (II 130);
erzeigt — gebeugt (II 142);
bereit — scheut (II 229).

Schlimmere Verstöße gegen die Regeln des Reimes hat er sich allerdings niemals zu Schulden kommen lassen, dagegen änderte sich mit den Jahren seine Ansicht über die Notwendigkeit des Reimes. Wenigstens in größern Dichtungen,

Schauspielen und Epen, wollte er ihn später vermieden wissen, während er für kleinere Stücke ihn gelten ließ. Er empfand ihn als Fessel, empfahl die Nachahmung der Engländer, von denen er namentlich Milton genau kannte, anstatt der Italiener, deren Reimregeln man in Deutschland sogar noch zu verschärfen pflege. Man könne, schreibt er an Bodmer am 28. März 1724 ohne Reim eigentlicher, kürzer, reicher, nachdrücklicher, ungeflickter und ungezwungener dichten ... Daher ich mir schon längst vorgesetzt, einmal ein ganzes Singspiel, und darinn nichts als die Arien gereimt; hingegen das ganze Recitativ nach dem Beyspiel der Italiener reimfrey zu setzen. Er hoffte dadurch das Publikum allmählich an das Fortbleiben der Reime zu gewöhnen, sodaß man ihn schließlich gar nicht mehr vermissen sollte. Ich will lieber sinnreiche Verse ohne Reimen, als solche lesen, die blos um des Reimes willen gemacht sind, welcher Fehler, wenigstens unsern mittelmässigen Poeten allgemein ist.

Trotz dieser Überzeugung wagte er nie, seine Absicht zu verwirklichen, es findet sich nirgends ein Ansatz zu reimfreien Versen. Vermutlich lag es daran, weil er dadurch mit Besser, der ein eifriger Anhänger des Reims war, in Differenzen geraten wäre, welche bei dem reizbaren Temperament des alten Herrn leicht einen schlimmeren Ausgang nehmen konnten. Kein Wunder, daß die Schweizer ihm ziemlich unverblümt den Vorwurf der Feigheit machten.

In Bezug auf die Metra muß man 2 Richtungen in Königs Dichtung scheiden. Die eine, bedingt durch seine Thätigkeit als Textlieferant, bevorzugt freiere rythmische Formen, wie sie später zum Teil in seinen Oden wiederkehren, die andre hat ihren Ursprung in seiner Abhängigkeit von Boileau und kennt als rythmische Ausdrucksform fast nur den Alexandriner. Zu erstrer rechne ich außer seinen Arien, Kantaten und sonstigen Liedertexten einen Teil seiner Oden, welche in Rosts Ausgabe enthalten sind. Sie gehören zu dem Besten, was er je geschrieben hat. Es sind die Oden:

Charakter einer gelassenen und grossmütigen Seele [1]) und:

Stille Wälder
Oede Felder
Zeugen meiner ersten Lust ... [2])

sowie die Ode auf Herrn Pantalon [3]) worunter der berühmte Orgelbauer Silbermann zu verstehen ist, und das Berglied [3]) aus der Wirtschaft vom Jahre 1728, ferner die Ode:

Geliebet seyn, und wieder lieben,
Ist, was man hier den Himmel nennt ... [3])

und eine Anzahl Gelegenheitsgedichte derselben Sammlung. Dieselben zeigen durchweg einen musikalischen Charakter, welcher einen leichtern Fluß der Rede und damit einen gewissen elegischen Schwung der Sprache gestattete, wie man ihn in Königs spezifisch höfischer Dichtung oder in seinen gedrechselten Gelegenheitspoesien vergebens suchen wird. In diesen Oden, namentlich den beiden ersten und in der zuletzt erwähnten hören wir einmal auch das Gefühl reden, nicht nur, wie sonst überall, des Dichters Verstand. Vereinzelt finden sich daneben Madrigale, Kantaten, und auch ein Sonett.

Ungleich größer ist die Zahl derjenigen Gedichte, welche seiner Anhängerschaft an Boileau und Canitz ihre Entstehung verdanken. Sie sind fast ausnahmslos in Alexandrinern verfaßt und gehören der Gattung des Gelegenheitsgedichtes an. Am interessantesten sind seine kurzen Scherz- und Sinngedichte, deren beide Sammlungen seiner Gedichte eine große Anzahl aufweisen. Die in der zweiten enthaltenen sind meist nur sprachlich verbesserte Erzeugnisse früherer Zeiten, neue Stücke dieser Gattung finden sich nur wenig. Schon in der deutschübenden Gesellschaft war dieser Zweig besonders gepflegt worden und König hatte neben Brockes die meisten Beiträge geliefert, worunter die größere Anzahl Übersetzungen aus dem Owen waren. Dem Inhalte nach sind diese Kleinigkeiten sehr verschieden. Einige behandeln, wie es scheint, persönliche Liebesverhältnisse des Dichters, so die Verse an Mademoiselle

---

[1]) S. 288 bei Rost. [2]) S. 290. [3]) S. 285, 344, 539.

S. über ihre Perfection in der Music; An Amalien, als er sie bey hellem Mondenschein nach Hause begleitet; An Amalien bey Übersendung einer Aria. In zweiter Linie stehen die Gedichte, denen ein bestimmter Bezug nicht beizumessen ist: Über den Zustand seines Hertzens, Madrigal; Auf ihren Nahmenstag; An eben diese als er an ihrem Geburtstage noch unpässlich war; Liebesmaximen, sowie die Lieder, in denen Chloris, Eromene, Almahide u. s. f. nach Art der galanten Lyrik angebetet werden. Eine weitere Kategorie bilden die Sinngedichte oder Überschriften auf Gönner und Freunde, darunter Gedichte auf Brockes, Bostel, Mattheson, sowie in der zweiten Sammlung solche auf Würdenträger und große Herren des Hofes. Eine gesonderte Stellung nimmt das Gedicht ein: An eine schöne Fräulein, die sich schrepfen liess, welches in der zweiten Sammlung als Scherz an die hochtrabenden Poeten wiederkehrt:

> Ihr Dichter, denen nur von Edelsteinen träumt,
> Wann ihr ein mühsam Lob auf eine Schönheit reimt,
> Muss euch ein Thränenfluss zu kostbarn Perlen dienen?
> So fliessen hier, statt Blut, nur tröpflende Rubinen.

Schon im Jahre 1713 also eine Abneigung gegen die übertriebene Schreibart!

Endlich sind noch die Gedichte der ersten Sammlung zu erwähnen, welche zu den besseren zählen würden, wenn nicht der Vermerk G. v. E. darauf hinwiese, daß König Gedichte des östreichischen Grafen von Eck, kaiserlichen Gesandten im niedersächsischen Kreise, welche er ursprünglich herausgeben wollte, dazu benutzte, seine eignen Poesien mit fremden Gedanken zu schmücken, wodurch dieselben, da eine Vergleichung mit den Originalen ausgeschlossen, völlig wertlos sind.

Daneben finden sich natürlich Übersetzungen aus dem französischen und lateinischen, von denen jedoch, abgesehen von dem Regulus des Pradon aus dem Jahre 1725, so gut wie nichts gedruckt ist. Ein eigentümlicher Versuch ist die Nach-

ahmung der horazischen Ode **Aequam memento rebus in arduis** in Knittelversen, welche in ihrer Aufforderung das Leben zu genießen, so lange noch Zeit sei, so lange der Tod noch fern, bereits an die erst nach Königs Zeit zur Blüte gelangte anakreontische Dichtung erinnert.

König war sein ganzes Leben hindurch ein Mann der Halbheit. Das theoretisch als gut erkannte wird aus äußerlichen Gründen nicht in Praxis umgesetzt, überall treten ihm, dem vorsichtigen Höfling, äußerliche Hemmnisse entgegen, welche er, ohne persönlichen Nachteil, nicht beseitigen zu können glaubte. Denn alles, was er that, bezog sich auf seine Person, nie trat er für eine Sache aus reiner Begeistrung für dieselbe ein. Er besaß Begabung, Anlage, Einfluß und Ansehen genug, die Führerrolle, welche später Gottsched übernahm, anzutreten, seine Anschauungen waren bis zu einem gewissen Grade künstlerisch durchgebildet und zu klaren Prinzipien ausgereift, auch an Ehrgeiz mangelte es ihm keineswegs, aber es fehlte ihm der Mut der Initiative. Der Zwang der pekuniären und sozialen Verhältnisse, dem er zeitlebens unterworfen war, ließ ihn den frischen Mut verlieren, der ohne Rücksicht auf alte Traditionen aufs Ziel losgeht und selbst, nachdem er endlich begonnen hatte, durch Wort und That das alte überwundene Kunstprinzip der Italiener zu bekämpfen und es mit den neuen Theorien des guten Geschmacks und der französischen Regelmäßigkeit zu vertauschen, hielt er nicht aus. Nach wenigen Jahren erlahmte seine Kraft, das Können hielt mit dem Wollen nicht gleichen Schritt, äußere Verhältnisse, seine amtliche Stellung ließen seine Neigungen und sein Interesse erkalten und mit Beginn der dreißiger Jahre trat er von der Bühne ab, auf der er bei konsequenter Durchführung seiner Ideen und zähem Festhalten an seinen Prinzipien eine Aufgabe hätte erfüllen können, welche selbst Gottsched, dem Führer der kommenden Jahre, infolge seiner beengten Stellung im bürgerlichen Kreise, durchzusetzen nicht möglich war: die deutsche Aristokratie für die gute Sache in Sprache und Litteratur zu

interessieren und wenigstens an einem Fürstenhofe der deutschen Poesie den Platz zu erobern, den sie noch ein volles Menschenalter hindurch vergebens zu erringen suchte. Er versäumte es, blieb in Halbheiten stecken und vermochte bald nicht mehr mit der Entwicklung fortzuschreiten, sodaß er noch zu Lebzeiten litterarisch zu den Toten geworfen wurde. Daß man im Gewirre der Parteistreitigkeiten weiter ging und in ihm ausschließlich den gemeinen Höfling und niedrigen Schmeichler erblickte, ist erklärlich, aber entschieden unrichtig und ich habe es daher versucht, ihm den Platz, der ihm im Strome der Entwicklung gebührt, anzuweisen.

Inhaltsverzeichnis.



Vita.

Ich, Max Clemens Rosenmüller, wurde am 17. Aug. 1872 zu Löbau i. S. geboren und evangelisch-lutherisch erzogen. Nachdem ich zunächst in Dresden die Privatschule des Herrn Dr. Zeidler besucht hatte, trat ich zu Ostern 1882 in das Gymnasium zum heiligen Kreuz daselbst ein, welches ich Ostern 1891 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um in Leipzig und München mich dem Studium der Geschichte und Germanistik zu widmen. Ich hörte Vorlesungen bei den Herren Professoren und Dozenten: v. Bahder, Birch-Hirschfeld, Brentano, Busch, Carriere †, Elster, Geffcken, Heigel, Heinze, Hirt, Hofmann, Holz, Köppel, Lamprecht, Lipps, Marcks, Maurenbrecher †, Muncker, Oberhummer, Paul, Ratzel, Richter, v. Riehl, Seeliger, Sievers, Volkelt, Witkowski, Wülcker, Zarncke †.

Außerdem nahm ich an den Seminaren und Übungen der Herren v. Bahder, Elster, Geffcken, Heigel, Hirt, Holz, Köppel, Lamprecht, Marcks, Muncker, Paul, Ratzel, Richter, Seeliger, Sievers, Volkelt, Witkowski, Wülcker und Zarncke teils als ordentliches, teils als außerordentliches Mitglied teil.

Allen meinen verehrten Lehrern spreche ich hiermit meinen ergebenen Dank aus, insbesondere Herrn Prof. Dr. Elster für sein wohlwollendes Entgegenkommen und seine freundliche Anteilnahme an der Abfassung vorliegender Arbeit.







DATE DUE			

